

**George MacDonald**

# **Die Prinzessin und der Kobold**

**(The Princess and the Goblin)**

**Mit Illustrationen von Arthur Hughes**

**Deutsch von Jörg Karau**

**(mit Verwendung der Übersetzung von Brigitte Elbe)**



## Inhalt

Kapitel 1	Warum es eine Geschichte über die Prinzessin gibt	S. 1
Kapitel 2	Die Prinzessin verliert sich	S. 4
Kapitel 3	Die Prinzessin und – wir werden sehen, wer	S. 6
Kapitel 4	Was die Kinderfrau davon hielt	S. 11
Kapitel 5	Die Prinzessin läßt es sein	S. 14
Kapitel 6	Der kleine Bergarbeiter	S. 16
Kapitel 7	Das Bergwerk	S. 25
Kapitel 8	Die Kobolde	S. 29
Kapitel 9	Die Halle des Koboldpalastes	S. 35
Kapitel 10	Der Königspapa der Prinzessin	S. 41
Kapitel 11	Das Schlafzimmer der alten Dame	S. 46
Kapitel 12	Ein kurzes Kapitel über Curdie	S. 52
Kapitel 13	Die Kreaturen der Kobbeln	S. 54
Kapitel 14	Nachts eine Woche später	S. 57
Kapitel 15	Gewoben und dann gesponnen	S. 60
Kapitel 16	Der Ring	S. 67
Kapitel 17	Frühling	S. 69
Kapitel 18	Curdie's Faden	S. 72
Kapitel 19	Kobold-Überlegungen	S. 79
Kapitel 20	Irene's Faden	S. 83
Kapitel 21	Die Flucht	S. 87
Kapitel 22	Die alte Dame und Curdie	S. 95
Kapitel 23	Curdie und seine Mutter	S. 100
Kapitel 24	Irene verhält sich wie eine Prinzessin	S. 106
Kapitel 25	Curdie gerät in Schwierigkeiten	S. 109
Kapitel 26	Die Kobold-Bergarbeiter	S. 113
Kapitel 27	Die Kobolde im Haus des Königs	S. 115
Kapitel 28	Curdie's Leitfaden	S. 120
Kapitel 29	Maurerarbeit	S. 123
Kapitel 30	Der König und der Kuß	S. 125
Kapitel 31	Die unterirdische Flut	S. 128
Kapitel 32	Das letzte Kapitel	S. 132

## Kapitel 1

### Warum es eine Geschichte über die Prinzessin gibt

Einst lebte eine kleine Prinzessin, deren Vater König über ein großes Land voll mit Bergen und Tälern war. Sein Palast war auf einen der Berge gebaut und sehr prächtig und schön. Die Prinzessin, die Irene hieß, wurde dort geboren, aber weil ihre Mutter nicht sehr kräftig war, wurde Irene bald nach der Geburt zu Leuten auf dem Land gebracht, um in einem großen Haus aufgezogen zu werden, das halb Schloß, halb Bauernhaus war und an der Seite eines anderen Berges auf halbem Weg zwischen Fuß und Gipfel stand.



Die Prinzessin war ein süßes kleines Geschöpf und zu der Zeit, in der meine Geschichte beginnt, ungefähr acht Jahre alt, glaube ich, aber sie wurde sehr schnell älter. Ihr Gesicht war makellos und hübsch, mit Augen wie zwei Stückchen des Nachthimmels, jedes mit einem Stern, aufgelöst in Blau. Von diesen Augen hätte man gedacht, sie müßten wissen, daß sie von dort kamen, so oft wurden sie in diese Richtung gewandt. Die Decke ihres Zimmers war blau mit Sternen darin, dem Himmel so ähnlich, wie man es machen konnte. Aber ich bezweifle, daß sie jemals den richtigen Himmel mit den Sternen sah, aus einem Grund, den ich besser sofort erwähne.

Die Berge enthielten viele Hohlräume; riesige Höhlen und gewundene Gänge, manche mit Wasser, das durch sie floß, und manche, die in allen Farben des Regenbogens glitzerten, wenn ein Licht hineingebracht wurde. Es wäre nicht viel von ihnen bekannt geworden, wenn es keine Bergwerke gegeben hätte, große, tiefe Gruben mit langen Stollen und Gängen, die von ihnen abzweigten; sie waren gegraben worden, um an das Erz zu gelangen, von dem die Berge voll waren. Im Verlauf der Grabungen stießen die Bergarbeiter auf viele dieser natürlichen Höhlen. Einige hatten entfernt liegende Öffnungen an einer Bergflanke oder führten in eine Schlucht.

Nun lebte in diesen unterirdischen Höhlen ein merkwürdiges Volk von Wesen, das von manchen Gnomen genannt wurde, von manchen Wichte, von manchen Kobolde. Es gab eine verbreitete Sage im Land, wonach sie einstmals auf der Erde gelebt hätten und anderen Leuten ganz ähnlich gewesen seien. Aber aus dem einen oder anderen Grund, je nach den verschiedenen Theorien der Sage, hatte der König sie damit belegt, was sie als zu harte Steuern empfanden, oder hatte begonnen, sie auf die eine oder andere Art mit Strenge zu behandeln und härtere Gesetze zu erlassen, und die Folge war, daß sie alle von der Oberfläche des Landes verschwunden waren. Nach der Sage hatten sie jedoch alle, statt in ein anderes Land zu gehen, in den unterirdischen Höhlen Zuflucht gesucht, von wo sie niemals außer nachts herauskamen und sich dann selten zu mehreren zeigten, und niemals gleichzeitig vielen Leuten. Es war nur in den am wenigsten besuchten und schwierigsten Gegenden der Berge, wo sie sich angeblich nachts im Freien versammelten. Diejenigen, die welche zu Gesicht bekommen hatten, sagten, sie hätten sich im Laufe der Zeiten stark verändert; und kein Wunder, da sie ohne Sonnenlicht in kalten, nassen und dunklen Örtlichkeiten lebten. Sie waren nicht auf gewöhnliche Art häßlich, sondern entweder absolut scheußlich oder hatten aberwitzig groteske Gesichter und Körper. Man sagte, es gebe keine Erfindung ungezügelter Vorstellungskraft, ausgedrückt mit Pinsel oder Stift, die die Extravaganz ihrer Erscheinung übertreffen könnte. Aber ich habe den Verdacht, daß diejenigen, die so etwas sagten, die Kobolde mit einigen ihrer trierischen Gefährten verwechselten – mehr davon demnächst. Die Kobolde selbst waren nicht so weit von Menschen entfernt, wie solch eine Beschreibung besagen würde. Und während sie am Körper mißgestaltet wurden, hatten sie an Wissen und Schlauheit zugenommen und waren jetzt fähig, Dinge zu tun, für die kein Erdenbürger die Möglichkeit sehen konnte. Aber wie sie an Schläue zunahmen, nahmen sie an Boshaftigkeit zu, und jede Weise, die ihnen einfiel, wie sie die Menschen ärgern konnten, die in der Freiluftetage über ihnen wohnten, bereitete ihnen großes Vergnügen. Sie hatten füreinander genug Zuneigung übrig, um sie davor zu bewahren, zu denen, die ihnen über den Weg liefen, absolut grausam um der Grausamkeit willen zu sein; aber immer noch bewahrten sie den ererbten Groll gegen die Nachfahren des Königs, der ihre Vertreibung verursacht hatte, so stark, daß sie jede Gelegenheit suchten, sie auf Arten zu quälen, die so seltsam wie ihre Erfinder waren; und obwohl zwergwüchsig und mißgestaltet, hatten sie soviel Kraft wie Schlauheit. Im Verlauf der Zeit hatten sie einen eigenen König und eine Regierung bekommen, deren Hauptbeschäftigung neben ihren eigenen einfachen Angelegenheiten es war, Unannehmlichkeiten für ihre Nachbarn auszudenken. Es wird jetzt ziemlich einleuchtend, weshalb die kleine

Prinzessin nie den Himmel in der Nacht gesehen hatte. Man hatte viel zu viel Angst vor den Kobolden, um sie nachts aus dem Haus zu lassen, selbst in Gesellschaft noch so vieler Begleiter, und man hatte dazu guten Grund, wie wir bald sehen werden.



## Kapitel 2

### Die Prinzessin verliert sich

Ich habe gesagt, daß die Prinzessin Irene ungefähr acht Jahre alt war, wenn meine Geschichte beginnt. Und so fängt sie an:

An einem sehr verregneten Tag, als der Berg von Nebel verhüllt war, der sich fortwährend zu Regentropfen verdichtete und auf die Dächer des großen alten Hauses herabströmte, von wo er in einem Kranz aus Wasser von den Traufen ringsum fiel, konnte die Prinzessin natürlich nicht hinausgehen. Sie wurde sehr müde, so müde, daß selbst ihre Spielsachen sie nicht länger unterhalten konnten. Ihr würdet euch darüber wundern, wenn ich die Zeit hätte, auch nur die Hälfte der Spielsachen zu beschreiben, die sie besaß. Andererseits hättet ihr nicht selbst die Sachen und das macht den ganzen Unterschied aus; man kann einer Sache nicht überdrüssig werden, wenn man sie nicht hat. Es war jedoch ein sehenswertes Bild – die Prinzessin sitzt im Zimmer mit der Himmeldecke über dem Kopf an einem großen Tisch, der mit ihrem Spielzeug bedeckt ist. Wenn der Maler dies gern zeichnen möchte, würde ich ihm raten, sich nicht mit den Spielsachen einzulassen. Ich scheue mich zu versuchen, sie zu beschreiben, und ich glaube, er sollte es lieber nicht versuchen, sie zu zeichnen. Er sollte es lieber nicht. Er kann tausend Dinge tun, die ich nicht kann, aber ich glaube nicht, daß er diese Spielsachen zeichnen kann. Niemand könnte jedoch die Prinzessin selbst besser darstellen als er – wie sie sich mit gebeugtem Rücken in den Stuhl zurücklehnt, mit gesenktem Kopf und mit den Händen im Schoß, ganz unglücklich, wie sie selbst sagen würde, nicht einmal wissend, was sie gern möchte, außer es wäre hinauszugehen und völlig durchnäßt zu werden und eine besonders schöne Erkältung einzufangen und ins Bett gehen und Haferschleim essen zu müssen. Gleich nachdem ihr sie habt dort sitzen sehen, geht ihre Kinderfrau aus dem Zimmer.



Sogar das ist eine Abwechslung und die Prinzessin wird ein bißchen wach und schaut sich um. Dann purzelt sie von ihrem Stuhl und rennt aus der Tür, nicht aus derselben, aus der die Kinderfrau gegangen war, sondern aus einer, die sich zum Fuß einer merkwürdigen alten Treppe aus wurmstichiger Eiche öffnete, einer, die aussah, als hätte niemals jemand den Fuß darauf gesetzt. Die Prinzessin war einmal sechs Stufen hinaufgegangen, und das war an solch einem Tag Grund genug, daß sie versuchte herauszufinden, was sich oben befand.

Hinauf und hinauf lief sie – was für ein langer Weg schien es für sie zu sein! – bis sie zum Ende des dritten Treppenabschnitts kam. Dort fand sie, daß der Absatz das Ende eines langen Flurs war. In den lief sie hinein. Er war voll mit Türen auf beiden Seiten. Es gab so viele, daß sie gar nicht welche öffnen wollte, sondern sie rannte bis zum Ende, wo sie in einen anderen Flur abbog, auch voll mit Türen. Als sie noch zweimal abgegangen war und immer noch Türen und nur Türen um sich herum sah, begann sie, sich zu fürchten. Es war so still! Und alle diese Türen mußten Zimmer verbergen mit niemandem darin! Das war schrecklich. Auch machte der Regen einen großen trampelnden Lärm auf dem Dach. Sie machte kehrt und rannte in höchstem Tempo los, wobei ihre kleinen Schritte durch das Geräusch des Regens hindurch widerhallten – zurück zu der Treppe und ihrem sicheren Zimmer. So dachte sie es sich – aber sie hatte sich schon längst verlaufen. Daraus folgt jedoch nicht, daß sie verlorengegangen war, denn sie hatte sich selbst verloren.

Sie rannte ein ganzes Stück, bog mehrmals ab und fing dann an, sich zu ängstigen.. Sehr bald war sie sich sicher, daß sie den Weg zurück nicht fand. Überall Zimmer und keine Treppe! Ihr kleines Herz schlug so schnell wie ihre kleinen Füße rannten und in ihrem Hals bildete sich ein Kloß Tränen. Aber sie war nur zu ungeduldig und zu verängstigt, um jetzt schon zu weinen. Schließlich verließ sie die Hoffnung. Überall nichts als Flure und Türen! Sie warf sich auf den Boden und brach in ein klagendes Weinen aus, das von Schluchzen unterbrochen wurde.

Sie weinte jedoch nicht lange, denn sie war so tapfer, wie man es von einer Prinzessin ihres Alters erwarten konnte. Nach tüchtigem Weinen stand sie auf und wischte den Staub von ihrem Kleid. Oh, was für ein alter Staub das war! Dann trocknete sie sich die Augen mit den Händen, denn Prinzessinnen haben nicht immer ihre Taschentücher in den Taschen, nicht mehr als einige andere kleine Mädchen, die ich kenne. Als nächstes beschloß sie wie eine wahre Prinzessin, klug ans Werk zu gehen, um ihren Weg zurück zu finden; sie würde die Flure entlanggehen und in jeder Richtung die Treppe suchen. Dies machte sie, aber ohne Erfolg. Sie ging immer wieder dieselbe Strecke entlang, ohne es zu merken, denn die Flure und Türen sahen alle gleich aus. Schließlich sah sie in einer Ecke durch eine halb offene Tür eine Treppe. Aber ach! Sie führte in die falsche Richtung: statt nach unten ging sie nach oben. Verängstigt wie sie war, konnte die Prinzessin jedoch nicht anders als sehen zu wollen, wo noch weiter hin die Treppe führte. Sie war sehr schmal und so steil, daß Irene wie ein vierbeiniges Geschöpf auf Händen und Füßen weiterging.

### Kapitel 3

#### Die Prinzessin und – wie werden sehen, wer

Als sie oben ankam, fand sie sich in einem kleinen quadratischen Raum wieder, mit drei Türen, von denen zwei sich gegenüber lagen und eine gegenüber der Treppe war. Sie stand für einen Moment still, ohne eine Idee in ihrem kleinen Kopf, was sie als nächstes tun sollte. Aber wie sie da stand, begann sie ein merkwürdiges summendes Geräusch zu hören. Konnte es der Regen sein? Nein. Es war viel sanfter und sogar monotoner als das Geräusch des Regens, das sie jetzt kaum hörte. Das leise, summende Geräusch fuhr fort; manchmal hielt es für eine kurze Zeit an und begann dann wieder. Es klang mehr wie das Summen einer sehr glücklichen Biene, die in einer kugelförmigen Blume eine reiche Honigquelle gefunden hatte, als sonst etwas, an das ich in diesem Moment denken kann. Von wo konnte es kommen? Sie hielt das Ohr erst an eine Tür, um zu lauschen, ob es dort war – dann an eine andere. Als sie das Ohr an die dritte Tür hielt, konnte es keinen Zweifel geben, wo es herkam; es mußte von etwas in diesem Zimmer stammen. Sie hatte ziemliche Angst, aber ihre Neugier war stärker als ihre Furcht und sie öffnete sehr sacht die Tür und blickte verstohlen hinein. Was, glaubt ihr wohl, sah sie dort? Eine sehr alte Dame, die dort saß und spann.



Vielleicht werdet ihr euch fragen, woher die Prinzessin wissen konnte, daß die alte Dame eine *alte* Dame war, wenn ich euch mitteile, daß sie nicht nur schön war, sondern ihre Haut glatt und weiß. Ich will euch noch mehr mitteilen. Ihre Haare waren von der Stirn und vom Gesicht zurückgekämmt und hingen lose weit

hinunter und über ihren ganzen Rücken. Das sieht einer alten Dame nicht sehr ähnlich – nicht wahr? Ah! aber es war fast so weiß wie Schnee. Und obwohl ihr Gesicht so glatt war, schauten ihre Augen so weise drein, daß man nicht anders konnte als zu sehen, sie müsse alt sein. Obwohl die Prinzessin euch nicht hätte sagen können, weshalb, hielt sie die Dame in der Tat für sehr alt – bestimmt fünfzig, sagte sie sich. Aber sie war eher älter, wie ihr erfahren sollt.

Während die Prinzessin mit dem Kopf knapp im Türspalt verblüfft starre, hob die alte Dame ihren und sagte mit freundlicher, aber alter und ziemlich zittriger Stimme, die sich sehr angenehm mit dem fortgesetzten Summen ihres Spinnrades mischte: „Komm herein, meine Liebe, komm herein. Ich bin froh, dich zu sehen.“ Daß die Prinzessin eine richtige Prinzessin war, könnt ihr jetzt ganz deutlich sehen, denn sie hielt sich nicht an der Türklinke fest und starre, ohne sich zu rühren, wie ich es von anderen kenne, die Prinzessinnen hätten sein sollen, aber nur ziemlich gewöhnliche kleine Mädchen waren. Sie machte, was man ihr sagte, trat sofort durch die Tür und schloß sie leise hinter sich.

„Komm her zu mir, meine Liebe,“ sagte die alte Dame.

Und wieder machte die Prinzessin, was ihr gesagt wurde. Sie näherte sich der alten Dame – ziemlich langsam, gebe ich zu, hielt aber nicht an, bis sie an ihrer Seite stand und ihr mit ihren blauen Augen und den zwei geschmolzenen Sternen darin ins Gesicht hochblickte.

„Aber was hast du denn mit deinen Augen gemacht, Kind?“ fragte die alte Dame.

„Geweint,“ antwortete die Prinzessin.

„Warum, Kind?“

„Weil ich den Weg nach unten nicht mehr finden konnte.“

„Aber du konntest den Weg nach oben finden.“

„Zuerst nicht – lange Zeit nicht.“

„Aber dein Gesicht ist gestreift wie der Rücken eines Zebras. Hattest du kein Taschentuch, um dir damit die Augen zu trocknen?“

„Nein.“

„Warum bist du denn nicht zu mir gekommen, damit ich sie dir trockne?“

„Bitte, ich wußte nicht, daß du hier bist. Das nächste Mal werde ich es tun.“

„Das ist brav!“ sagte die alte Dame.

Und dann hielt sie ihr Spinnrad an, stand auf, ging aus dem Zimmer und kam mit einer kleinen silbernen Schale und einem weichen weißen Handtuch wieder, mit dem sie das kleine strahlende Gesicht wusch und trocknete. Und die Prinzessin fand, daß ihre Hände so sanft und angenehm waren!

Als die Dame die Schale und das Handtuch wegbrachte, wunderte sich die kleine Prinzessin, wie aufrecht und groß sie war, denn, obwohl so alt, war sie kein bißchen gebeugt. Sie war in schwarzen Samt gekleidet, der mit dicker weißer, schwer aussehender Spitze verziert war; und auf dem schwarzen Kleid glänzte ihr Haar wie Silber. Es gab im Zimmer kaum mehr Mobiliar, als es in dem der ärmsten alten Frau geben würde, die ihr Brot mit Spinnen verdiente. Kein Teppich lag auf dem Fußboden – nirgends ein Tisch - nichts als das

Spinnrad und daneben der Stuhl. Als sie zurückkam, setzte sie sich wieder und begann ohne ein Wort abermals ihr Spinnen, während Irene, die noch nie ein Spinnrad gesehen hatte, an ihrer Seite stand und zuschaute. Als die alte Dame ihren Faden wieder glatt laufen hatte, sagte sie zur Prinzessin, aber ohne sie anzusehen:

„Kennst du meinen Namen, Kind?“

„Nein, ich kenne ihn nicht,“ antwortete die Prinzessin.

„Ich heiße Irene.“

„Das ist *mein* Name!“ rief die Prinzessin.

„Das weiß ich. Ich habe dich meinen haben lassen. Ich habe nicht deinen Namen. Du hast meinen.“

„Wie kann das sein?“ fragte die Prinzessin. „Ich habe meinen Namen immer gehabt.“

„Dein Papa, der König, fragte mich, ob ich etwas dagegen hätte, daß du ihn hast, und natürlich hatte ich es nicht. Ich ließ dich gern ihn haben.“

„Es war sehr nett von dir, mir deinen Namen zu geben – und noch dazu so einen hübschen,“ sagte die Prinzessin.

„Ach, nicht so *besonders* nett!“ sagte die alte Dame. „Ein Name ist eines dieser Dinge, die man weggeben und trotzdem behalten kann. Ich habe eine ganze Menge dieser Dinge. Möchtest du wissen, wer ich bin, Kind?“

„Ja, das möchte ich – sehr sogar.“

„Ich bin deine Ur-Ur-Großmutter,“ sagte die Dame. „Was ist das?“ fragte die Prinzessin.

„Ich bin die Mutter des Vaters der Mutter deines Vaters.“

„Ach herrje! Das kann ich nicht verstehen,“ sagte die Prinzessin.

„Das glaube ich gern. Ich habe es auch nicht erwartet. Aber das ist kein Grund, es nicht zu sagen.“

„Oh nein!“ erwiderte die Prinzessin.

„Ich werde dir alles erklären, wenn du älter bist,“ fuhr die Dame fort. „Aber so viel wirst du jetzt verstehen: Ich bin hergekommen, um auf dich achtzugeben.“

„Ist es schon lange her, daß du gekommen bist? War es gestern? Oder war es heute, weil es so naß war, daß ich nicht hinausgehen konnte?“

„Ich bin hier, seit du selbst hergekommen bist.“

„Was für eine lange Zeit!“ sagte die Prinzessin. „Ich kann mich überhaupt nicht daran erinnern.“

„Nein, vermutlich nicht.“

„Aber ich habe dich nie zuvor gesehen.“

„Nein. Aber du wirst mich wiedersehen.“

„Wohnst du immer in diesem Zimmer?“

„Ich schlafe nicht hier. Ich schlafe auf der gegenüberliegenden Seite des Treppenabsatzes. Hier sitze ich die meiste Zeit des Tages.“

„Das würde mir nicht gefallen. Mein Zimmer ist viel hübscher. Du mußt auch eine Königin sein, wenn du meine Uhren-Großmutter bist.“

„Ja, ich bin eine Königin.“

„Wo ist denn deine Krone?“

„In meinem Schlafzimmer.“

„Ich möchte sie gern sehen.“

„Das sollst du eines Tages – heute nicht.“

„Ich wundere mich, daß Nursie es mir nicht erzählt hat.“ (,Nursie“ oder „Nurse“ war die Kinderfrau.)

„Nursie weiß es nicht. Sie hat mich nie gesehen.“

„Aber jemand weiß, daß du im Haus bist?“

„Nein, niemand.“

„Wie kriegst du denn dein Essen?“

„Ich halte Geflügel – so eine Art.“

„Wo hältst du es denn?“

„Ich werde es dir zeigen.“

„Und wer macht die Hühnerbrühe für dich?“

„Ich töte nie meine Hühner.“

„Dann verstehe ich es nicht.“

„Was hast du heute morgen zum Frühstück gehabt?“ fragte die Dame.

„Oh! Ich hatte Brot und Milch und ein Ei – ich vermute, du ißt ihre Eier.“

„Ja, das ist es. Ich esse ihre Eier.“

„Macht das dein Haar so weiß?“

„Nein, Liebchen. Es ist das Alter. Ich bin sehr alt.“

„Das habe ich mir gedacht. Bist du fünfzig?“

„Ja – mehr als das.“ „Bist du hundert?“

„Ja – mehr als das. Ich bin zu alt, als daß du es erraten kannst. Komm, schau dir meine Hühner an.“

Wieder hörte sie auf zu spinnen. Sie erhob sich, nahm die Prinzessin an die Hand, führte sie aus dem Zimmer und öffnete die Tür gegenüber der Treppe. Die Prinzessin erwartete, eine Menge Hennen und Küken zu sehen, aber stattdessen sah sie zuerst den blauen Himmel und dann die Dächer des Hauses mit einer Vielzahl der schönsten Tauben, die meisten weiß, aber in allen Farben; sie liefen herum, verbeugten sich voreinander und redeten in einer Sprache, die sie nicht verstehen konnte. Sie klatschte vor Entzücken in die Hände und solch ein Flügelflattern stieg hoch, daß wiederum sie erschrocken war.

„Du hast mein Geflügel erschreckt,“ sagte die alte Dame lächelnd.

„Und sie haben mich erschreckt,“ sagte die Prinzessin und lächelte auch. „Aber was für ein schönes Geflügel! Sind die Eier gut?“

„Ja, sehr gut.“

„Was du für einen kleinen Eierlöffel haben muß! Wäre es nicht besser, Hennen zu halten und größere Eier zu bekommen?“

„Wie sollte ich sie denn füttern?“

„Ach so!“ sagte die Prinzessin. „Die Tauben ernähren sich selbst. Sie haben Flügel.“

„Ganz recht. Wenn sie nicht fliegen könnten, dann könnte ich ihre Eier nicht essen.“

„Aber wie kriegst du denn die Eier? Wo sind ihre Nester?“

Die Dame ergriff eine kleine Kordelschlaufe an der Wand neben der Tür und indem sie eine Klappe öffnete, zeigte sie sehr viele Taubenlöcher mit Nestern, manche mit Jungen und manche mit Eiern darin. Die Vögel kamen von der anderen Seite herein und sie nahm die Eier auf dieser Seite heraus. Sie schloß die Klappe schnell wieder, damit die Jungen keine Angst bekamen.

„Oh, was für eine schöne Methode!“ rief die Prinzessin. „Gibst du mir ein Ei zu essen? Ich bin ziemlich hungrig.“

„Eines Tages werde ich es tun, aber jetzt mußt du zurückgehen, sonst wird Nursie deinetwegen unglücklich. Ich vermute, daß sie dich überall sucht.“

„Außer hier,“ antwortete die Prinzessin. „Oh, wie überrascht wird sie sein, wenn ich ihr von meiner ganz urgroßen Großmutter erzähle!“

„Ja, das wird sie!“ sagte die alte Dame mit einem seltsamen Lächeln, „Achte darauf, daß du ihr alles ganz genau erzählst.“

„Das werde ich. Bringst du mich bitte zu ihr zurück?“

„Ich kann nicht den ganzen Weg gehen, aber ich werde dich bis zur Treppe bringen und dann mußt du ganz schnell in dein Zimmer laufen.“

Die kleine Prinzessin legte ihre Hand in die der alten Dame, die sie, hierhin und dorthin schauend, zum Anfang der ersten Treppe brachte und dann zum Fuß der zweiten und sie nicht verließ, bis sie die Prinzessin bis zur Hälfte der dritten begleitet hatte. Als sie den Freudenschrei der Kinderfrau hörte, die Irene gefunden hatte, wandte sie sich um und ging die Treppen wieder hoch, wirklich sehr schnell für solch eine sehr große Großmutter, und setzte sich mit einem weiteren seltsamen Lächeln auf ihrem lieben alten Gesicht zum Spinnen nieder.

Von diesem Spinnen werde ich euch ein anderes Mal erzählen.

Ratet mal, was sie spann.

## Kapitel 4

### Was die Kinderfrau davon hielt

„Wo bist du denn nur gewesen, Prinzessin?“ fragte die Kinderfrau und nahm sie in die Arme. „Es ist sehr unfreundlich von dir, dich so lange zu verstecken. Ich fing an, Angst zu haben –“

Hier hielt sie inne.

„Wovor hattest du Angst, Nurse?“ fragte die Prinzessin.

„Laß gut sein,“ erwiderte sie. „Vielleicht sage ich es dir ein andermal. Jetzt erzähl mir, wo du gewesen bist.“

„Ich bin einen langen Weg nach oben gewesen, um meine sehr große, riesige, alte Großmutter zu besuchen,“ sagte die Prinzessin.

„Was meinst du damit?“ fragte die Kinderfrau, die dachte, Irene mache Spaß.

„Ich meine, daß ich einen langen Weg hinauf und hinauf gewesen bin, um meine Große Großmutter zu sehen. Ach, Nursie, du weißt gar nicht, was für eine schöne Mutter von Großmüttern ich oben habe. Sie ist *solch* eine alte Dame! Mit solch prächtigem weißen Haar – so weiß wie mein silberner Becher. Wenn ich jetzt daran denke, denke ich, daß ihr Haar aus Silber sein muß.“

„Was für einen Unsinn du redest, Prinzessin!“ sagte die Kinderfrau.

„Ich rede keinen Unsinn,“ entgegnete Irene ziemlich gekränkt. „Ich werde dir alles von ihr erzählen. Sie ist viel größer als du und viel hübscher.“

„Ach, was du nicht sagst!“ bemerkte die Kinderfrau.

„Und sie lebt von Taubeneiern.“

„Höchst wahrscheinlich,“ sagte die Kinderfrau.

„Und sie sitzt in einem leeren Zimmer und spinnt den ganzen Tag.“

„Kein Zweifel,“ sagte die Kinderfrau.

„Und sie bewahrt ihre Krone in ihrem Schlafzimmer auf.“

„Natürlich – genau der richtige Ort, um ihre Krone aufzubewahren. Sie trägt sie im Bett, ganz bestimmt.“

„Das hat sie nicht gesagt. Und ich glaube nicht, daß sie es macht. Das wäre nicht bequem – nicht wahr? Ich glaube nicht, daß mein Papa seine Krone als Nachtmütze trägt. Macht er das, Nursie?“

„Ich habe ihn nie gefragt. Ich vermute, er macht es.“

„Und sie ist schon immer dort, seit ich hergekommen bin – so viele Jahre.“

„Das hätte dir jeder sagen können,“ sagte die Kinderfrau, die kein Wort von dem glaubte, das Irene sprach.

„Warum hast du es mir denn nicht gesagt?“

„Es bestand keine Notwendigkeit. Du konntest dir alles selbst ausdenken.“

„Du glaubst mir also nicht!“ rief die Prinzessin erstaunt und erbost, wie sie es wohl sein durfte.

„Hast du erwartet, daß ich dir glaube, Prinzessin?“ fragte die Kinderfrau kühl. „Ich weiß, daß Prinzessinnen die Gewohnheit haben, Ausgedachtes zu erzählen, aber du bist die erste, von der ich je gehört habe, daß sie erwartet, man glaube es,“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß das Kind es seltsam ernst meinte.

Die Prinzessin brach in Tränen aus.

„Nun, ich muß sagen,“ bemerkte die Kinderfrau, jetzt gründlich verärgert, weil Irene weinte, „es schickt sich überhaupt nicht für eine Prinzessin, Ammenmärchen zu erzählen *und* zu erwarten, daß man sie glaubt, nur weil sie eine Prinzessin ist.“

„Aber es ist völlig wahr, sage ich dir.“

„Dann hast du es geträumt, Kind.“

„Nein, ich habe es nicht geträumt. Ich bin die Treppe hochgegangen und habe mich verloren, und wenn ich nicht die schöne Dame gefunden hätte, dann hätte ich mich nie wiedergefunden.“

„Ach, was du nicht sagst.“

„Nun, komm einfach mit hoch und sieh, ob ich nicht die Wahrheit sage.“

„Ich habe wirklich anderes zu tun. Es ist deine Essenszeit und ich will keinen weiteren Unsinn hören.“

Die Prinzessin wischte sich die Augen und ihr Gesicht wurde so heiß, daß sie bald ganz trocken waren. Sie setzte sich zum Essen, aß aber fast nichts. Daß ihr nicht geglaubt wird, paßt überhaupt nicht zu einer Prinzessin, denn eine richtige Prinzessin kann keine Lügen erzählen. Deshalb sprach sie den ganzen Nachmittag kein Wort. Nur wenn die Kinderfrau sie ansprach, antwortete sie, denn eine richtige Prinzessin ist niemals unhöflich – selbst wenn sie aus gutem Grund gekränkt ist.

Natürlich war der Kinderfrau nicht wohl zumute – nicht, weil sie auch nur die geringste Wahrheit bei Irenes Erzählung für möglich hielt, sondern weil sie sie herzlich lieb hatte und sich über sich selbst ärgerte, daß sie böse zu ihr gewesen war. Sie dachte, ihre Boshaftigkeit sei der Grund, weshalb Irene unglücklich war, und hatte keine Vorstellung davon, daß sie wirklich tief verletzt war, weil man ihr nicht glaubte. Aber weil es am Abend bei jeder Bewegung und jedem Blick Irenes immer deutlicher wurde, daß ihr Herz zu bedrückt und beunruhigt war, obwohl sie versuchte, sich mit ihren Spielsachen zu amüsieren, wuchs und wuchs das Unbehagen ihrer Kinderfrau. Als die Schlafenszeit kam, entkleidete sie die Prinzessin und brachte sie ins Bett, aber das Kind, statt den kleinen Mund hinzuhalten, um geküßt zu werden, drehte sich weg von ihr und lag still. Da gab Nursies Herz völlig nach und sie fing an zu weinen. Beim ersten Laut ihres Schluchzens drehte sich die Prinzessin wieder zurück und hielt ihr Gesicht wie gewohnt zum Kuß hin. Aber die Kinderfrau hielt ihr Taschentuch vor die Augen und sah die Bewegung nicht.

„Nursie,“ sagte die Prinzessin, „warum willst du mir nicht glauben?“

„Weil ich dir nicht glauben kann,“ sagte die Kinderfrau und wurde wieder zornig.

„Ah! Dann kannst du nicht anders,“ sagte Irene, „und ich werde mich nicht mehr über dich ärgern. Ich will dir einen Kuß geben und schlafen.“

„Du kleiner Engel!“ rief die Kinderfrau und nahm sie aus dem Bett und lief mit ihr in den Armen im Zimmer umher, wobei sie sie küßte und herzte.

„Du *wirst* mit mir mitkommen, um meine liebe, alte, ganz große Großmutter zu sehen, nicht wahr?“ sagte die Prinzessin, als die Kinderfrau sie wieder hinlegte.

„Und du wirst nicht mehr sagen, daß ich häßlich bin – nicht wahr, Prinzessin?“

„Nursie, ich habe niemals gesagt, daß du häßlich bist. Was meinst du nur?“

„Nun, wenn du es nicht gesagt hast, hast du es aber gemeint.“

„Wirklich, das habe ich nicht.“

„Du hast gesagt, ich sei nicht so hübsch wie diese –“

„Wie meine schöne Großmutter – ja, das habe ich gesagt; und ich sage es wieder, denn es ist völlig wahr.“

„Dann finde ich *doch*, daß du unfreundlich *bist!*“ sagte die Kinderfrau und hielt sich wieder ihr Taschentuch vor die Augen.

„Nursie, Liebe, jede kann doch nicht so schön sein wie alle anderen. Du bist *sehr* hübsch, aber wärst du so schön gewesen wie meine Großmutter –“

„Zum Henker mit deiner Großmutter!“ sagte die Kinderfrau.

„Nurse, das ist sehr unfein. Du verdienst es nicht, daß man mit dir spricht – bis du dich besser benehmen kannst.“

Die Prinzessin drehte sich wieder um und die Kinderfrau schämte sich abermals.

„Ich bitte ganz gewiß um Verzeihung, Prinzessin,“ sagte sie, wenngleich noch in beleidigtem Ton. Aber die Prinzessin ließ den Ton durchgehen und beachtete nur die Worte.

„Du wirst es sicherlich nicht mehr sagen,“ antwortete sie, indem sie sich wieder ihrer Kinderfrau zuwandte.

„Ich war nur dabei zu sagen, daß wenn du doppelt so hübsch gewesen wärst wie du bist, hätte dich der eine oder andere König geheiratet und was wäre dann aus mir geworden?“

„Du bist ein Engel!“ wiederholte die Kinderfrau und umarmte sie wieder.

„Also,“ beharrte Irene, „du *wirst* mitkommen und meine Großmutter sehen – nicht wahr?“

„Ich werde mit dir überall mitgehen, wohin du willst, mein Cherub,“ antwortete sie, und nach zwei Minuten war die müde kleine Prinzessin fest eingeschlafen.

## Kapitel 5

### Die Prinzessin läßt es sein

Als Irene am nächsten Morgen aufwachte, war das erste, was sie hörte, der immer noch fallende Regen. Dieser Tag war tatsächlich dem letzten so ähnlich, daß es schwierig gewesen wäre zu sagen, wozu er gut war. Das erste, woran sie dachte, war jedoch nicht der Regen, sondern die Dame im Turm, und die erste Frage, die sie beschäftigte, war, ob sie die Kinderfrau bitten sollte, ihr Versprechen an gerade diesem Vormittag zu erfüllen und mit ihr ihre Großmutter zu finden, sobald sie gefrühstückt hatte. Aber sie kam zu dem Schluß, daß die Dame vielleicht nicht erfreut wäre, wenn sie jemanden zu Besuch mitbrächte, ohne vorher um Erlaubnis zu bitten, vor allem, weil es ziemlich offenkundig war, daß sie, von Taubeneiern lebend, die sie selbst zubereitete, nicht wollte, daß die Hausbewohner von ihrer Anwesenheit wußten. Deshalb beschloß die Prinzessin, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, um allein hinaufzurennen und zu fragen, ob sie ihre Kinderfrau mitbringen dürfe. Sie glaubte, die Tatsache, daß sie die Kinderfrau nicht auf andere Weise davon überzeugen konnte, sie sage die Wahrheit, würde für ihre Großmutter viel Gewicht haben.

Beim Ankleiden waren die Prinzessin und ihre Kinderfrau die besten Freunde und infolgedessen aß die Prinzessin ein enormes kleines Frühstück.

„Ich frage mich, Lootie“ – das war ihr Kosename für die Kinderfrau –, „wie wohl Taubeneier schmecken?“ sagte sie, als sie ihr Ei aß – kein gewöhnliches, denn man suchte für sie immer die rosigen heraus.

„Wir werden dir ein Taubenei besorgen und du sollst es selbst beurteilen,“ sagte die Kinderfrau.

„Ach nein, nein!“ erwiderte Irene, die plötzlich bedachte, daß sie die alte Dame stören würden, wenn sie eines besorgten, und selbst wenn nicht, hätte sie jedenfalls eins weniger.

„Was für ein seltsames Ding du bist,“ sagte die Kinderfrau – „erst etwas wollen und es dann ablehnen!“

Aber sie sagte es nicht böse und die Prinzessin machte sich nie etwas aus Bemerkungen, die nicht unfreundlich waren.

„Nun, Lootie, dafür gibt es nämlich Gründe,“ entgegnete sie und sagte nichts weiter, denn sie wollte nicht das Thema ihres früheren Streits zur Sprache bringen, damit ihre Kinderfrau nicht anbot zu gehen, ehe Irene die Erlaubnis ihrer Großmutter hatte, sie mitzubringen. Natürlich konnte sie es ablehnen, sie mitzunehmen, aber dann würde die Kinderfrau der Prinzessin noch weniger glauben denn je.

Nun konnte die Kinderfrau, wie sie hinterher selbst sagte, nicht jeden Augenblick im Zimmer sein, und weil die Prinzessin noch nie vor dem gestrigen Tag ihr den kleinsten Anlaß zur Besorgnis gegeben hatte, war es ihr nicht in den Sinn gekommen, auf sie genauer aufzupassen. Deshalb bot sie ihr bald eine Gelegenheit und gleich bei der ersten, die sich ergab, war Irene auf und davon die Treppen wieder hinauf.

Das Abenteuer dieses Tages ging jedoch anders aus als das am Vortag, obwohl es genauso begann; und tatsächlich ist heute sehr selten wie gestern, beachtete man nur die Unterschiede – selbst wenn es regnet. Die Prinzessin lief Flur um Flur entlang und konnte nicht die Treppe des Turms finden. Meine Vermutung ist, daß

sie nicht hoch genug gestiegen war und auf dem zweiten Stockwerk suchte statt auf dem dritten. Als sie umkehrte, um zurückzugehen, scheiterte sie gleichfalls bei der Suche nach der Treppe. Sie war abermals verloren.

Etwas machte es diesmal noch weniger erträglich und es war kein Wunder, daß sie wieder weinte. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie, nachdem sie geweint hatte, die Treppe ihrer Großmutter fand. Sofort stand sie auf, wischte sich die Augen und begann eine neue Suche. Obwohl sie nicht fand, was sie erhoffte, fand sie diesmal das Zweitbeste: sie stieß nicht auf eine Treppe, die nach oben führte, sondern auf eine, die nach unten führte. Es war offenbar nicht die Treppe, auf der sie heraufgekommen war, doch war sie viel besser als gar keine; so ging sie hinunter und sang fröhlich, ehe sie das Ende erreichte. Dort fand sie sich zu ihrer Überraschung in der Küche wieder. Obwohl ihr nicht erlaubt war, dort allein hinzugehen, hatte ihre Kinderfrau sie oft mitgenommen und sie war ein großer Liebling des Personals. Deshalb drängten sich, kaum daß sie erschienen war, alle um sie, denn jeder wollte sie für sich haben; und die Nachricht, wo sie sich befand, erreichte bald die Ohren der Kinderfrau. Sie kam sofort, um sie zu holen, aber sie ahnte nicht, wie sie dort hingekommen war, und die Prinzessin behielt es bei sich.



Ihr Mißerfolg, die alte Dame zu finden, enttäuschte sie nicht nur, sondern machte sie sehr nachdenklich. Manchmal teilte sie fast die Meinung der Kinderfrau, daß sie alles von ihr geträumt hatte, aber diese Laune hielt nie lange vor. Sie fragte sich oft, ob sie sie jemals wiedersehen würde, und fand es sehr traurig, daß sie sie nicht hatte finden können, als sie sie speziell brauchte. Sie beschloß, zu diesem Thema nichts mehr zu ihrer Kinderfrau zu sagen, weil sie einsah, daß so wenig in ihrer Macht stand, ihre Worte zu beweisen.

## Kapitel 6

### Der kleine Bergarbeiter

Am nächsten Tag hing die große Wolke noch immer über dem Berg und der Regen strömte wie Wasser aus einem vollgesogenen Schwamm. Die Prinzessin war sehr gern draußen und weinte beinahe, als sie sah, daß sich das Wetter nicht gebessert hatte. Aber der Nebel war nicht von solch einem trüben Grau; da war Helligkeit in ihm, und als die Stunden vergingen, wurde er immer heller, bis er fast zu strahlend war, um ihn anzuschauen; und am späten Nachmittag brach die Sonne so herrlich durch, daß Irene in die Hände klatschte und rief:

„Sieh doch, sieh doch, Lootie! Die Sonne hat sich das Gesicht gewaschen. Sieh nur, wie hell sie ist! Hol doch meinen Hut und laß uns draußen einen Spaziergang machen. Herrje! Herrje! Wie glücklich ich bin!“

Lootie tat der Prinzessin sehr gern den Gefallen. Sie holte Hut und Umhang und dann brachen beide zu einem Spaziergang den Berg hoch auf, denn die Straße war so fest und steil, daß das Wasser sich nicht darauf halten konnte, und sie war immer ein paar Minuten, nachdem der Regen aufgehört hatte, trocken genug, um darauf zu laufen. Die Wolken rollten alle in zerrissenen Stücken davon wie große, allzu wollige Schafe, deren Wolle die Sonne gebleicht hatte, bis sie fast zu weiß waren, als daß die Augen sie ertragen konnten. Zwischen ihnen schien der Himmel mit einem wegen des Regens tieferen und reineren Blau. Die Bäume am Straßenrand waren über und über mit Regentropfen behängt, die in der Sonne wie Edelsteine funkelten. Das einzige, das wegen des Regens nicht strahlender war, waren die Bäche, die den Berg hinunterflossen; sie hatten von der Klarheit des Kristalls zu einem schmutzigen Braun gewechselt, aber was sie an Farbe verloren, gewannen sie an Geräusch – oder wenigstens an Lärm, denn ein Bach, der angeschwollen ist, klingt nicht so melodisch wie zuvor. Aber Irene war wonnetrunken wegen der großen braunen Bäche, die überall hinunterstürzten, und Lootie teilte ihr Entzücken, denn auch sie war drei Tage lang ins Haus gesperrt gewesen. Schließlich sah sie, daß die Sonne sank, und sagte, es sei an der Zeit zurückzugehen. Sie machte diese Bemerkung immer wieder, aber jedesmal bat die Prinzessin sie, noch ein kleines Stück weiter und noch ein kleines Stück weiter zu gehen, wobei sie sie daran erinnerte, daß es viel leichter sei, bergab zu gehen, und sagte, wenn sie umkehrten, würden sie im Nu zu Hause sein. So gingen sie immer weiter, jetzt eine Gruppe Farne anschauend, über deren Spitzen ein Bach in wässrigem Bogen strömte, jetzt einen glänzenden Stein von einem Felsen am Wegesrand aufnehmend, jetzt den Flug eines Vogels beobachtend. Plötzlich tauchte der Schatten eines großen Berges von hinten auf und schoß vor sie. Als die Kinderfrau das sah, erschrak sie und erbebt und indem sie die Hand der Prinzessin ergriff, machte sie kehrt und begann, den Berg hinunterzurennen.

„Warum denn die Eile, Nursie?“ fragte Irene, die neben ihr her rannte.

„Wir dürfen keinen Moment länger draußen bleiben.“

„Aber wir können nicht anders, als viele Momente länger draußen zu sein.“

Das war nur zu wahr. Die Kinderfrau weinte beinahe. Sie waren viel zu weit von zu Hause entfernt. Es war gegen ausdrückliche Befehle, mit der Prinzessin nur einen Augenblick draußen zu sein, nachdem die Sonne untergegangen war, und sie waren fast eine Meile den Berg hoch gegangen. Sollte Seine Majestät, Irenes Papa, davon hören, würde Lootie sicherlich entlassen werden, und die Prinzessin verlassen zu müssen würde ihr das Herz brechen. Es war kein Wunder, daß sie rannte. Aber Irene hatte nicht die geringste Angst, weil sie nicht wußte, wovor sie Angst haben sollte. Sie fuhr fort zu plappern, so gut sie konnte, aber es war nicht einfach.

„Lootie! Lootie! Warum rennst du so schnell? Es macht meine Zähne klappern, wenn ich spreche.“

„Dann sprich nicht,“ sagte Lootie.

Aber die Prinzessin redete weiter. Sie sagte dauernd: „Schau mal, Schau mal, Lootie!“, aber Lootie achtete auf nichts mehr, was sie sagte, sondern rannte weiter.

„Schau mal, Schau mal, Lootie! Siehst du nicht den komischen Mann, der über den Felsen lugt?“

Lootie rannte nur umso schneller. Sie mußten an dem Felsen vorbei und als sie näher kamen, sah die Prinzessin, daß es nur ein Brocken des Felsens selbst war, den sie für einen Mann gehalten hatte.

„Schau mal, Schau mal, Lootie! Da ist *solch* ein merkwürdiges Geschöpf am Fuß des alten Baums. Schau hin, Lootie! Es macht zu uns Grimassen, glaube ich.“



Lootie stieß einen erstickten Schrei aus und rannte noch schneller – so schnell, das Irenes kurze Beine nicht mit ihr mitkamen und sie fiel mit einem Platsch hin. Es war eine feste Straße bergab und sie war sehr schnell gerannt – deshalb war es kein Wunder, daß sie anfang zu weinen. Die Kinderfrau war dadurch fast außer sich, aber alles, was sie tun konnte, war weiterzurennen, gleich als sie die Prinzessin wieder auf die Füße gestellt hatte.

„Wer lacht denn da über mich?“ sagte die Prinzessin, die versuchte, ihr Schluchzen im Zaum zu halten, und für ihre zerschrammten Knie zu schnell rannte.

„Niemand, Kind,“ sagte die Kinderfrau nahezu wütend.

Aber in diesem Moment ertönte eine Salve rauhen Kicherns irgendwo in der Nähe und eine heisere undeutliche Stimme schien zu sagen: „Lügen! Lügen! Lügen!“

„Ach!“ rief die Kinderfrau mit einem Seufzer, der beinahe ein Schrei war, und rannte noch schneller.

„Nursie! Lootie! Ich kann nicht mehr rennen. Laß uns ein bißchen gehen.“

„Was *soll* ich nur machen?“ sagte die Kinderfrau. „Komm, ich werde dich tragen.“

Sie nahm Irene hoch, fand sie aber zu schwer, um mit ihr zu rennen, und mußte sie wieder absetzen. Dann schaute sie wild umher, stieß einen lauten Schrei aus und sagte:

„Wir haben irgendwo die falsche Abzweigung genommen und ich weiß nicht, wo wir sind. Wir sind verloren, verloren!“

Das Entsetzen, das sie gepackt hatte, machte sie ganz konfus. Es stimmte schon, daß sie vom richtigen Weg abgekommen waren. Sie waren in ein kleines Tal gerannt, in dem kein Haus zu sehen war.

Nun wußte Irene nicht, welchen guten Grund es für das Entsetzen ihrer Kinderfrau gab, denn die Dienstboten hatten alle strikte Befehle, niemals der Prinzessin gegenüber die Kobolde zu erwähnen, aber es war sehr aufregend für sie, ihre Kinderfrau in solcher Angst zu sehen. Ehe sie jedoch Zeit hatte, so gründlich verängstigt zu werden wie die Kinderfrau, hörte sie ein Pfeifen und das belebte sie. Bald sah sie auf der Straße aus dem Tal einen Jungen ihnen entgegenkommen. Er war der Pfeifer, aber bevor sie aufeinandertrafen, wechselte er zum Singen. Und dies ist ungefähr, was er sang:

*Kling! Bumm! Bang!  
tönt des Hammers Klang!  
Schlag und dreh und bohr!  
Zisch und Knall im Ohr!  
So spalten wir den Stein,  
manch Koboldschloß gibt's drein.  
Dort kommt das Erz hervor!  
Eins, zwei, drei –  
ist auch Gold dabei!  
Vier, fünf, sechs –  
rein ins Felsgewächs!  
Sieben, acht, neun –  
mein Licht soll dich erfreun.  
Zehn, elf, zwölf –  
ein Berg ist doch kein Schelf!  
Wir Bergmannsjungen sind nicht dumm;  
wir machen die Kobolde völlig stumm.*

„Ich wünschte, *du* würdest stumm sein,“ sagte die Kinderfrau grob, denn das bloße Wort Kobold zu solcher Zeit und an solchem Ort ließ sie erzittern. Es würde mit Gewißheit die Kobolde über sie kommen lassen, meinte sie, wenn man ihnen so trotzte. Aber ob der Junge sie hörte oder nicht, er hörte nicht auf zu singen.

*Dreizehn, vierzehn, fünfzehn –  
im Berg nie nur auf Strümpf' gehn;  
sechzehn, siebzehn, achtzehn –  
Kobolde kann man nachts sehn.  
neunzehn, zwanzig –  
und sie riechen ranzig.*

„Sei doch still,“ rief die Kinderfrau mit einem geflüsterten Schrei. Aber der Junge, der jetzt nahe bei ihnen war, fuhr immer noch fort.

*Husch! Und niemals rasten!  
Stets seid ihr am Hasten!  
Hoppeln, Kobold, hoppeln!  
Ihr lauft wie auf Stoppeln!  
Humpeln, hinken, hatschen!  
Kippt gleich aus den Latschen!  
Ki-Ka-Kobold – Huuuuuh!*

„So!“ sagte der Junge, als er vor ihnen stillstand. „So! Das wird für sie reichen. Sie können Singen nicht ertragen und sie können dieses Lied nicht ausstehen. Selber könne sie nicht singen, denn sie haben nicht mehr Stimme als eine Krähe, und sie mögen es nicht, wenn andere Leute singen.“

Der Junge trug Bergarbeiterkleidung mit einer merkwürdigen Mütze auf dem Kopf. Er sah sehr nett aus, mit Augen so dunkel wie die Minen, in denen er arbeitete, und so funkelnd wie die Kristalle in ihren Felsen. Er war ungefähr zwölf Jahre als. Sein Gesicht war fast zu bleich, um schön zu sein, was daher kam, daß er so wenig an der freien Luft und im Sonnenlicht war – denn selbst Pflanzen, im Dunkeln gewachsen, sind weiß; aber er sah glücklich aus, tatsächlich fröhlich – vielleicht beim Gedanken, die Kobolde in die Flucht geschlagen zu haben, und seine Haltung, als er vor ihnen stand, hatte nichts Tölpelhaftes oder Ungehobeltes an sich.

„Ich habe sie gesehen,“ fuhr er fort, „als ich hochkam! Und ich bin sehr froh darüber. Ich wußte, daß sie hinter jemandem her waren, aber ich konnte nicht sehen, wer es war. Sie werden euch nichts tun, solange ich bei euch bin.“

„Aber wer bist du denn?“ fragte die Kinderfrau, die von der Ungezwungenheit, mit der er zu ihnen sprach, beleidigt war.

„Ich bin Peters Sohn.“

„Wer ist Peter?“

„Peter der Bergmann.“

„Ich kenne ihn nicht.“

„Trotzdem bin ich sein Sohn.“

„Und warum bitte schön sollen sich die Kobolde vor *dir* in acht nehmen?“

„Weil ich mich nicht vor ihnen in acht nehme. Ich bin an sie gewöhnt.“

„Was macht das für einen Unterschied?“

„Wenn man keine Angst vor ihnen hat, haben sie Angst vor einem. Ich habe keine Angst vor ihnen. Das ist alles. Aber das ist alles, was nötig ist – das heißt, hier oben. Da unten ist es eine andere Sache. Sie machen

sich sogar nicht immer etwas aus dem Lied, da unten. Und wenn jemand es singt, stehen sie da und grinsen ihn schrecklich an, und wenn er Angst kriegt und ein Wort ausläßt oder ein falsches sagt – oh! Dann geben sie es ihm aber!“

„Was tun sie ihm denn?“ fragte Irene mit zitternder Stimme.

„Mach der Prinzessin keine Angst,“ sagte die Kinderfrau.

„Der Prinzessin!“ wiederholte der kleine Bergarbeiter, wobei er seine merkwürdige Mütze abnahm. „Ich bitte um Verzeihung, aber Sie sollten nicht so spät draußen sein. Jeder weiß, daß es gegen das Gesetz ist.“

„Ja, das ist es in der Tat!“ sagte die Kinderfrau und fing wieder an zu weinen. „Und ich werde dafür büßen müssen.“

„Was spielt das für eine Rolle?“ sagte der Junge. „Es muß Ihre Schuld sein. Die *Prinzessin* wird dafür büßen. Ich hoffe, sie haben nicht gehört, daß Sie die Prinzessin erwähnt haben. Wenn sie es gehört haben, werden sie sie sicher wiedererkennen; sie sind schrecklich schlau.“

„Lootie! Lootie!“ rief die Prinzessin. „Bring mich nach Hause.“

„Hör auf, so was zu reden,“ sagte die Kinderfrau recht heftig zu dem Jungen. „Was kann ich dafür? Ich habe mich verlaufen.“

„Sie hätten nicht so spät draußen sein sollen. Sie hätten sich nicht verirrt, wenn Sie sich nicht gefürchtet hätten,“ sagte der Junge. „Kommen Sie. Ich bringe Sie bald auf den richtigen Weg. Soll ich Eure kleine Hoheit tragen?“

„Impertinenz!“ murmelte die Kinderfrau, aber sie sagte es nicht laut, denn sie dachte, wenn sie ihn verärgerte, könnte er sich rächen, indem er es jemandem im Haus erzählte, und dann käme es gewiß dem König zu Ohren.

„Nein, danke,“ sagte Irene. „Ich kann sehr gut laufen, obwohl ich nicht so schnell rennen kann wie Nursie. Wenn du mir eine Hand gibst, gibt Lootie mir die andere, und dann werde ich ausgezeichnet vorankommen.“ Sie hatten sie gleich zwischen sich, indem Irene von beiden eine Hand hielt.

„Jetzt rennen wir,“ sagt die Kinderfrau.

„Nein, nein,“ sagte der kleine Bergarbeiter. „Das ist das Schlimmste, was ihr machen könnt. Wärt ihr vorhin nicht gerannt, hättet ihr euch nicht verirrt. Und wenn ihr jetzt rennt, werden sie im Nu hinter euch her sein.“

„Ich möchte nicht rennen,“ sagte Irene.

„Du denkst nicht an *mich*,“ sagte die Kinderfrau.

„Doch, das mache ich, Lootie. Der Junge sagt, sie tun uns nichts, wenn wir nicht rennen.“

„Ja, aber wenn sie im Haus wissen, daß ich dich so spät habe draußen gelassen, werde ich davongejagt werden, und das würde mir das Herz brechen.“

„Weggejagt, Lootie! Wer würde dich denn wegjagen?“

„Dein Papa, Kind.“

„Aber ich werde ihm sagen, daß alles meine Schuld war. Und du weißt, daß es das war, Lootie.“

„Das wird ihm egal sein. Da bin ich mir sicher.“

„Dann werde ich weinen und vor ihm niederknien und ihn bitten, mir nicht meine liebe Lootie wegzunehmen.“

Die Kinderfrau war getröstet, als sie dies hörte, und sagte nichts mehr. Sie gingen weiter, wobei sie ziemlich schnell liefen, aber darauf achteten, keinen Schritt zu rennen.

„Ich möchte mit dir reden,“ sagte Irene zu dem kleinen Bergarbeiter, „aber es ist so peinlich! Ich weiß ja nicht, wie du heißt.“

„Ich heiße Curdie, kleine Prinzessin.“

„Was für ein lustiger Name! Curdie! Und weiter?“

„Curdie Peterson. Wie heißt du bitte?“

„Irene.“

„Und weiter?“

„Ich weiß nicht, wie weiter. Wie geht mein Name weiter, Lootie?“

„Prinzessinnen haben nicht mehr als einen Namen. Sie brauchen es nicht.“

„Ach dann, Curdie, mußt du mich einfach Irene und nichts weiter nennen.“

„Ganz bestimmt nicht,“ sagte die Kinderfrau ungehalten. „Er soll nichts dergleichen tun.“

„Wie soll er mich denn nennen, Lootie?“

„Eure Königliche Hoheit.“

„Unsere Königliche Hoheit? Was ist das? Nein, nein, Lootie. Ich will nicht beschimpft werden. Du hast mir einmal selbst gesagt, daß nur ungezogene Kinder Schimpfnamen sagen, und ich bin sicher, daß Curdie nicht ungezogen sein würde. Curdie, ich heiße Irene.“

„Nun, Irene,“ sagte Curdie mit einem Seitenblick auf die Kinderfrau, der zeigte, daß es ihm Spaß machte, sie zu reizen, „es ist sehr nett von dir, daß du mich dich alles mögliche nennen läßt. Mir gefällt dein Name sehr.“ Er erwartete, daß die Kinderfrau wieder eingriff, aber er sah bald, daß sie zu viel Angst hatte, um zu sprechen. Sie starrte auf etwas ein paar Meter vor ihr in der Mitte des Weges, wo er sich zwischen Felsen verengte, so daß jeweils nur einer passieren konnte.

„Es ist viel netter von dir, einen Umweg zu machen, um uns nach Hause zu bringen,“ sagte Irene.

„Ich mache noch keinen Umweg,“ sagte Curdie. „Erst auf der andern Seite der Felsen biegt der Weg ab zu meinem Vater.“

„Du denkst doch bestimmt nicht, uns zu verlassen, bis wir zu Hause sind,“ keuchte die Kinderfrau.

„Natürlich nicht,“ sagte Curdie..

„Du lieber, guter, freundlicher Curdie! Ich gebe dir einen Kuß, wenn wir nach Hause kommen,“ sagte die Prinzessin.

Die Kinderfrau zog sie heftig an der Hand, die sie hielt. Aber in diesem Moment begann das Etwas in der Mitte des Weges, das wie ein großer, vom Regen heruntergespülter Klumpen Erde ausgesehen hatte, sich zu bewegen. Es schoß vier lange Dinger eines nach dem anderen heraus, wie zwei Arme und zwei Beine, aber es war jetzt zu dunkel, um zu erkennen, was sie waren. Die Kinderfrau fing an, von Kopf bis Fuß zu zittern.

Irene umklammerte Curdies Hand noch fester und Curdie begann wieder zu singen:

*Eins, zwei –  
Straße frei!  
Drei, vier –  
Laßt es mir!  
Fünf, sechs –  
Koboldklecks!  
Sieben, acht –  
wird gemacht!  
Neun, zehn –  
bleibt nicht stehn!  
Hurtig! Spurtig!  
Hefig! Deftig!  
Dort die Kröte  
ich gleich töte!  
Jag sie!  
Schlag sie!  
Stich sie!  
Brich sie!  
Da noch eine!  
Schnell besiegt!  
Das genügt! – Huuuuuh!*



Während er die letzten Worte ausstieß, ließ er seine Gefährtin los und stürzte auf das Ding auf der Straße zu, als wolle er es unter seinen Füßen zertreten. Es machte einen großen Sprung und rannte geradewegs einen der Felsen hoch wie eine riesige Spinne. Curdie kehrte lachend um und ergriff wieder Irenes Hand. Sie umklammerte seine sehr fest, sagte aber nichts, bis sie die Felsen passiert hatten. Ein paar Meter weiter und sie fand sich auf dem Teil der Straße wieder, den sie kannte, und konnte wieder sprechen.

„Weißt du, Curdie, mir gefällt dein Lied nicht so recht; es klingt für mich ziemlich grob,“ sagte sie.

„Nun ja, vielleicht ist es das,“ antwortete Curdie. „Ich habe nie darüber nachgedacht; es ist eben unsere Art. Wir singen es, weil sie es nicht mögen.“

„Wer mag es nicht?“

„Die Kobbeln, wie wir sie nennen.“

„Tu's nicht!“ sagte die Kinderfrau.

„Warum nicht?“ sagte Curdie.

„Ich bitte dich darum. Tu es bitte nicht.“

„Oh! Wenn Sie mich auf die Art bitten, will ich es natürlich nicht tun, obwohl ich überhaupt nicht weiß, weshalb. Seht mal! Dort unten sind die Lichter eures Hauses. Ihr werdet in fünf Minuten zu Hause sein.“

Weiter geschah nichts. Sie erreichten das Haus in Sicherheit. Niemand hatte sie vermißt oder auch nur gewußt, daß sie hinausgegangen waren, und sie kamen an die Tür, die zu ihrem Teil des Hauses gehörte, ohne daß jemand sie sah. Die Kinderfrau stürzte hinein mit einem hastigen und nicht übermäßig freundlichen „Gute Nacht“ zu Curdie; aber die Prinzessin zog ihre Hand aus der der Kinderfrau und wollte gerade die Arme um Curdies Hals werfen, als die Kinderfrau sie wieder ergriff und wegzog.

„Lootie! Lootie! Ich habe einen Kuß versprochen,“ rief Irene.

„Eine Prinzessin darf keine Küsse geben. Das schickt sich nicht.“

„Aber ich hab's versprochen,“ sagte die Prinzessin.

„Das ist kein Grund; er ist nur ein Bergarbeiterjunge.“

„Er ist ein guter Junge und ein mutiger Junge und er ist zu uns sehr nett gewesen, Lootie! Lootie! Ich habe es *versprochen*.“

„Dann hättest du es nicht versprechen sollen.“

„Lootie, ich habe ihm einen Kuß versprochen.“

„Eure Königliche Hoheit,“ sagte Lootie plötzlich respektvoll, „muß sofort hereinkommen.“

„Nurse, eine Prinzessin darf *nicht* ihr Wort brechen,“ sagte Irene, richtete sich auf und stand stocksteif da.

Lootie wußte nicht, was der König schlimmer finden würde – die Prinzessin nach Sonnenuntergang draußen zu lassen oder ihr zu erlauben, daß sie einen Bergarbeiterjungen küßte. Sie wußte nicht, daß er als Gentleman, wie es viele Könige gewesen sind, beides nicht schlimm gefunden hätte. So sehr ihm vielleicht mißfallen hätte, daß seine Tochter den Bergarbeiterjungen küßte, so hätte er nicht gewollt, daß sie bei allen Kobolden der Welt ihr Wort brach. Aber die Kinderfrau, würde ich sagen, war nicht Dame genug, um das zu verstehen, und deshalb befand sie sich in großer Verlegenheit, denn, falls sie hart blieb, könnte jemand die Prinzessin weinen hören und herbeieilen, um zu sehen, was los war, und dann kam alles heraus. Aber hier kam wieder Curdie zu Hilfe.

„Schon gut, Prinzessin Irene,“ sagte er. „Heute abend darfst du mich nicht küssen. Aber du sollst dein Wort nicht brechen. Ich werde ein andermal wiederkommen. Da kannst du sicher sein.“

„Oh, danke, Curdie!“ sagte die Prinzessin und hörte auf zu weinen.



„Gute Nacht, Irene; gute Nacht, Lootie,“ sagte Curdie, drehte sich um und war im Nu außer Sicht.

„Den würde ich zu gern wiedersehen!“ murrte die Kinderfrau, während sie die Prinzessin zum Kinderzimmer trug.

„Du wirst ihn sehen,“ sagte Irene. „Du kannst sicher sein, daß Curdie sein Wort hält. Er kommt ganz sicher wieder.“

„Den möchte ich zu gern wiedersehen!“ wiederholte die Kinderfrau und sagte weiter nichts. Sie wollte keinen neuen Streit mit der Prinzessin anfangen, indem sie deutlicher sagte, was sie meinte. Froh genug, daß es ihr gelungen war, sie beide ungesehen nach Hause zu bringen und die Prinzessin davon abzuhalten, den Bergarbeiterjungen zu küssen, beschloß sie, in Zukunft besser auf sie aufzupassen. Ihre Unachtsamkeit hatte die Gefahr, in der sie sich befand, bereits verdoppelt. Bisher waren die Kobolde ihre einzige Furcht; jetzt mußte sie ihre Schutzbefohlene auch noch vor Curdie bewahren.

## Kapitel 7

### Das Bergwerk

Curdie ging pfeifend nach Hause. Er beschloß, nichts von der Prinzessin zu erwähnen, aus Besorgnis, er würde sonst der Kinderfrau Schwierigkeiten bereiten, denn obwohl es ihm Spaß gemacht hatte, sie wegen ihrer Albernheit zu necken, war er darauf bedacht, ihr keinen Schaden zuzufügen. Er sah von den Kobolden nichts weiter und war in seinem Bett bald fest eingeschlafen.

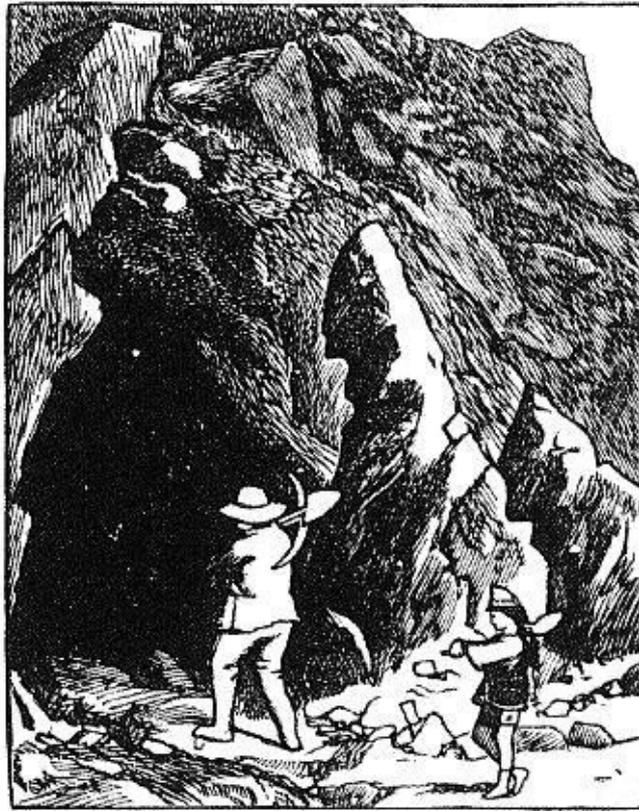
Mitten in der Nacht wurde er wach und dachte, er höre draußen ein merkwürdiges Geräusch. Er setzte sich auf und lauschte; dann stand er auf und indem er die Tür ganz leise öffnete, ging er hinaus. Als er um die Ecke linste, sah er unter seinem Fenster eine Gruppe plumper Geschöpfe, die er sofort an ihrer Gestalt erkannte.



Kaum hatte er jedoch mit seinem „Eins, zwei, drei!“ begonnen, stoben sie auseinander, huschten davon und waren außer Sicht. Er kam lachend zurück, ging wieder ins Bett und war gleich fest eingeschlafen.

Als er am Morgen ein bißchen über den Vorfall nachdachte, kam er zu dem Schluß, daß sie, da nichts dergleichen jemals zuvor passiert war, sich über ihn geärgert haben mußten, weil er eingegriffen hatte, um die Prinzessin zu schützen. Fertig angekleidet dachte er jedoch an etwas ganz anderes, denn er schätzte die Feindseligkeit der Kobolde keineswegs hoch ein.

Sobald sie gefrühstückt hatten, brachen er und sein Vater zum Bergwerk auf.



Sie betraten den Berg durch eine natürliche Öffnung unter einem riesigen Felsen, wo ein kleiner Bach herausbrauste. Sie folgten ein paar Meter seinem Lauf, bis der Gang abbog und sich steil in das Herz des Berges neigte. Mit vielen Ecken, Windungen und Abzweigungen und manchmal Stufen traf er auf eine natürliche Kluft; sie führte sie tief in den Berg, bis sie an den Ort gelangten, an dem sie zur Zeit das Erz schürften. Es bestand aus verschiedenen Arten, denn der Berg war reich an den besseren Metallsorten. Mit Feuerstein, Stahl und Zunderbüchse zündeten sie ihre Lampen an, befestigten sie auf den Köpfen und waren bald schwer an der Arbeit mit ihren Spitzhacken, Schaufeln und Hämmern. Vater und Sohn waren nahe beieinander an der Arbeit, aber nicht im selben Stollen – die Gänge, aus denen das Erz gegraben wurde, nannte man Stollen –, denn wenn die Erzader klein war, mußte ein Bergmann allein in einem Gang graben, der nicht größer war, als ihm gerade genug Platz zum Arbeiten zu lassen – manchmal in unbequemen verkrampften Haltungen. Wenn sie für einen Moment innehielten, konnten sie überall um sich herum die Geräusche ihrer Kollegen hören, manche näher, manche weiter entfernt, wie sie in alle Richtungen im Inneren des großen Berges gruben – manche bohrten Löcher in den Fels, um ihn mit Schießpulver zu sprengen, andere schaufelten das herausgebrochene Erz in Körbe, mit denen es zum Ausgang der Mine getragen wurde, andere hackten mit ihren Spitzhacken drauflos. Manchmal, wenn sich ein Bergmann in einem sehr einsamen Abschnitt befand, würde er nur ein Poch-Poch hören, nicht lauter als das eines Spechtes, denn das Geräusch würde aus großer Entfernung durch das massive Gestein kommen.

Jedenfalls war es schwere Arbeit, denn unter der Erde ist es sehr warm; aber sie war nicht besonders unangenehm und manche der Bergarbeiter würden, wenn sie etwas mehr Geld für einen besonderen Zweck verdienen wollten, hinter den anderen im Berg zurückbleiben und die ganze Nacht arbeiten. Aber man konnte dort unten die Nacht nicht vom Tage unterscheiden, außer sich matt und schläfrig zu fühlen, denn kein Sonnenlicht drang jemals in diese düsteren Bezirke.

Manche, die in der Nacht dageblieben waren, würden am nächsten Morgen verkünden, sie hörten jedesmal, wenn sie für einen Moment innehielten, um Atem zu schöpfen, ein Poch-Poch um sie herum, als ob der Berg dann voller von Arbeitern als jemals am Tage wäre, obwohl sicher keiner ihrer Kollegen bei der Arbeit war; und manche würden infolgedessen niemals über Nacht bleiben, denn alle wußten, daß es die Geräusche der Kobolde waren. Sie arbeiteten nur nachts, denn die Nacht der Bergleute war der Tag der Kobolde. Tatsächlich hatten die meisten Bergarbeiter Angst vor den Kobolden, denn es gab seltsame, ihnen wohlbekannte Geschichten von der Behandlung, die manche erlitten hatten, als die Kobolde sie bei der Arbeit während der Nacht überrascht hatten. Die mutigeren unter ihnen jedoch, so Peter Peterson und Curdie, der darin nach seinem Vater kam, waren immer wieder die ganze Nacht im Berg geblieben, und obwohl sie mehrmals ein paar vereinzelt Kobolden begegnet waren, konnten sie sie immer vertreiben. Wie ich schon angedeutet habe, bestand die Hauptverteidigung gegen sie in Versen, denn sie haßten Verse jeglicher Art, und manche konnte sie überhaupt nicht ertragen. Ich vermute, daß sie selbst keine Verse machen konnten und deswegen solch eine Abneigung gegen sie hatten. Jedenfalls konnten die Bergleute, die am meisten Angst vor den Kobolden hatten, weder selbst Verse machen noch sich die merken, die andere für sie machten; während die, die nie Angst hatten, diejenigen waren, die Verse für sich machen konnten, denn obwohl es gewisse alte sehr wirkungsvolle Reime gab, war es wohlbekannt, daß ein neuer Reim, wenn von der richtigen Sorte, den Kobolden sogar noch widerwärtiger und deshalb wirkungsvoller war, um sie in die Flucht zu schlagen.

Vielleicht fragen sich meine Leser, was die Kobolde vorhatten, wenn sie nächtelang arbeiteten und nie gesehen wurde, daß sie das Erz hochschafften und verkauften, aber wenn ich ihnen berichtet habe, was Curdie gleich in der kommenden Nacht erfuhr, werden sie es verstehen können.

Denn Curdie hatte beschlossen, diese Nacht allein im Berg zu bleiben, falls sein Vater es ihm erlaubte – und das aus zwei Gründen: erstens, weil er Extralohn bekommen wollte, um einen sehr warmen roten Unterrock für seine Mutter zu kaufen, die angefangen hatte, sich in diesem Herbst früher als sonst über die Kälte der Bergluft zu beklagen; und zweitens, weil er eine nur schwache Hoffnung hegte, herauszufinden was die Kobolde in der Nacht zuvor unter seinem Fenster wollten.

Als er es seinem Vater sagte, machte der keine Einwände, denn er hatte großes Vertrauen in den Mut und die Findigkeit seines Jungen.

„Ich kann leider nicht bei dir bleiben,“ sagte Peter, „sondern ich möchte heute abend dem Pfarrer einen Besuch abstatten und außerdem hatte ich den ganzen Tag ein bißchen Kopfschmerzen.“

„Das tut mir leid, Vater,“ sagte Curdie.

„Ach, es ist nicht schlimm. Du wirst gewiß auf dich aufpassen, nicht wahr?“

„Ja, Vater, das werde ich. Ich werde mächtig auf der Hut sein, das verspreche ich.“

Curdie war der einzige, der im Bergwerk blieb. Gegen sechs Uhr gingen die anderen fort, wobei jeder ihm gute Nacht wünschte und sagte, er solle sich in acht nehmen, denn er war bei allen sehr beliebt.

„Vergiß deine Reime nicht,“ sagte einer.

„Nein, nein,“ antwortete Curdie.

„Es spielt keine Rolle, wenn er sie vergißt,“ sagte ein anderer, „denn er braucht bloß einen neuen zu machen.“

„Ja, aber er kann ihn vielleicht nicht schnell genug machen,“ sagt ein dritter, „und während er in seinem Kopf gärt, könnten sie es gemein ausnutzen und sich auf ihn stürzen.“

„Ich werde mein Bestes tun,“ sagte Curdie. „Ich habe keine Angst.“

„Das wissen wir alle,“ erwiderten sie und gingen davon.

## Kapitel 8

### Die Kobolde

Eine Zeit lang arbeitete Curdie frisch drauflos, wobei er das Erz, das er herausgebrochen hatte, hinter sich zur Seite warf, damit es bereit zum Hinaustragen am Morgen war. Er hörte eine Menge Koboldklopfen, aber es klang weit im Berg entfernt und er schenkte ihm wenig Beachtung. Gegen Mitternacht fing er an, sich ziemlich hungrig zu fühlen; deshalb ließ er seine Spitzhacke fallen, holte ein Stück Brot hervor, das er am Morgen in ein feuchtes Loch im Gestein gelegt hatte, setzte sich auf einen Haufen Erz und aß sein Abendbrot. Dann lehnte er sich zurück, um sich fünf Minuten auszuruhen, bevor er wieder anfang zu arbeiten, und legte den Kopf an den Felsen. Er hatte kaum eine Minute in dieser Haltung gesessen, als er etwas hörte, das ihn die Ohren spitzen ließ. Es klang wie eine Stimme im Felsen. Nach einer Weile hörte er es wieder. Es war eine Koboldstimme – daran konnte kein Zweifel bestehen – und diesmal konnte er die Worte verstehen.



„Sollten wir nicht lieber umziehen?“ sagte sie.

Eine rauhere und tiefere Stimme erwiderte:

„Das eilt nicht. Dieser jämmerliche kleine Maulwurf wird heute Nacht nicht durchkommen, selbst wenn er noch so schwer arbeitet. Er ist noch keineswegs an der dünnsten Stelle.“

„Aber denkst du immer noch, daß die Ader durch bis in unsere Wohnung reicht?“ sagte die erste Stimme.

„Ja, aber ein gutes Stück weiter, als er es bis jetzt geschafft hat. Wenn er einen Schlag mehr nach der Seite gleich hier gemacht hätte,“ sagte der Kobold und klopfte gegen genau den Stein, so schien es Curdie, gegen den sein Kopf gelehnt war, „wäre er durch gewesen; aber er ist jetzt um zwei Meter an der Stelle vorbei, und

wenn er der Ader folgt, wird es eine Woche dauern, bis sie ihn hier rein führt. Ihr seht sie dahinten – eine lange Strecke. Trotzdem ist es vielleicht für alle Fälle doch besser, hier rauszugehen. Helfer, du nimmst die große Kiste. Das ist deine Aufgabe, wie du weißt.“

„Ja, Papa,“ sagte eine dritte Stimme. „Aber du mußt mir helfen, sie auf den Rücken zu heben. Sie ist nämlich schrecklich schwer.“

„Tja, sie ist nicht gerade ein Sack voll Rauch, gebe ich zu. Aber du bist so stark wie ein Berg, Helfer.“

„Das sagst du so, Papa. Ich glaube selber, daß ich es packe. Aber ich könnte zehnmal soviel tragen, wenn nicht meine Füße wären.“

„Das *ist* deine Schwachstelle, wie ich zugeben muß, mein Junge.“

„Ist es nicht auch deine, Vater?“

„Nun, um ehrlich zu sein, es ist eine Koboldschwäche. Ich habe nicht die geringste Ahnung, warum *sie* so weich sind.“

„Vor allem, wo doch der Kopf so hart ist, Vater.“

„Ja, mein Junge. Der Glanzpunkt des Kobolds ist sein Kopf. Zu denken, wie die Burschen da oben Helme und was nicht noch aufsetzen, wenn sie kämpfen gehen! Ha! Ha!“

„Aber warum tragen wir nicht wie sie Schuhe, Vater? Mir würde es gefallen – vor allem, wenn ich solch eine Kiste wie die hier auf dem Kopf trage.“

„Tja, es ist eben nicht Mode. Der König trägt nie Schuhe.“

„Die Königin macht es.“

„Ja, aber das ist zur Unterscheidung. Die erste Königin – ich meine die erste Frau des Königs – trug natürlich Schuhe, weil sie von oben kam, und als sie starb, wollte die nächste Königin nicht hinter ihr zurückstehen, wie sie es nannte, und auch Schuhe tragen. Es war alles nur Stolz. Sie verbietet den anderen Frauen am strengsten Schuhe.“

„Ich würde sie ganz sicher nicht tragen – nein, nicht um – ich würde es nicht!“ sagte die erste Stimme, die offenbar die der Mutter der Familie war. „Ich kann mir nicht denken, warum beide es tun sollten.“

„Habe ich euch nicht gesagt, daß die erste von oben war?“ sagte die andere Stimme. „Es war, soviel ich weiß, die einzige Dummheit, die sich Seine Majestät hat zuschulden kommen lassen. Warum mußte er eine fremdartige Frau wie die heiraten – noch dazu eine von unseren natürlichen Feinden?“

„Ich nehme an, daß er sich in sie verliebt hat.“

„Pah! Pah! Er ist jetzt mit einer aus seinem eigenen Volk genauso glücklich.“

„Ist sie sehr bald gestorben? Man hat sie doch nicht zu Tode gequält?“

„Gute Güte, nein! Der König hat sogar ihre Fußspuren angebetet.“

„Woran ist sie denn gestorben? Ist ihr die Luft nicht bekommen?“

„Sie ist gestorben, als der kleine Prinz geboren wurde.“

„Wie dumm von ihr! *Wir* machen das nie. Es muß daran gelegen haben, daß sie Schuhe trug.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Warum tragen die da oben Schuhe?“

„Ah, das ist einmal eine gescheite Frage und ich will sie beantworten. Aber um das zu tun, muß ich euch ein Geheimnis verraten. Ich habe einmal die Füße der Königin gesehen.“

„Ohne ihre Schuhe?“

„Ja – ohne ihre Schuhe.“

„Nein! Hast du? Wie kam es dazu?“

„Das tut nichts zur Sache. *Sie* wußte nicht, daß ich sie sah. Und was glaubt ihr? – Sie hatten *Zehen!*“

„Zehen! Was ist das?“

„Gute Frage! Ich hätte es nie gewußt, wenn ich nicht die Füße der Königin gesehen hätte. Stellt euch das nur vor! Die Enden ihrer Füße waren in fünf oder sechs dünne Stücke gespalten!“

„Oh, wie gräßlich! Wie *konnte* sich nur der König in sie verlieben?“

„Ihr vergeßt, daß sie Schuhe trug. Genau deshalb hat sie welche getragen. Das ist der Grund, weshalb alle Männer und Frauen da oben Schuhe anziehen. Sie können den Anblick ihrer Füße nicht ohne sie ertragen.“

„Ah, jetzt verstehe ich. Wenn du dir jemals wieder Schuhe wünschst, Helfer, schlage ich dir auf die Füße – jawohl.“

„Nein, nein, Mutter; bitte nicht.“

„Dann tu's nicht.“

„Aber mit solch einer großen Kiste auf dem Kopf –“

Es folgte ein schrecklicher Schrei, den Curdie als Antwort auf einen Schlag der Mutter auf die Füße ihres ältesten Kobolds deutete.



„Also soviel habe ich bisher nicht gewußt!“ bemerkte eine vierte Stimme.

„Dein Wissen ist noch nicht umfassend,“ sagte der Vater. „Du bist letzten Monat erst fünfzig geworden. Denk daran, dich um das Bett und das Bettzeug zu kümmern. Sobald wir mit dem Abendessen fertig sind, machen wir uns auf den Weg. Ha! Ha! Ha!“

„Worüber lachst du, Mann?“

„Ich lache, wenn ich daran denke, in welchem Schlamassel sich die Bergleute befinden werden – irgendwann die nächsten zehn Jahre.“

„Wieso, was meinst du?“

„Ach, nichts.“

„Oh doch, du meinst etwas. Du meinst immer etwas.“

„Das ist immerhin mehr als du meinst, Frau.“

„Das mag sein, aber es ist bekanntlich nicht mehr, als ich herausfinde.“

„Ha ha! Du bist eine ganz Schlaue. Was für eine Mutter du hast, Helfer!“

„Ja, Vater.“

„Nun, ich muß es euch wohl erzählen. Heute nacht sind alle im Palast, um darüber zu beraten, und sobald wir aus dieser dünnwandigen Wohnung raus sind, werde ich dort hingehen, um zu hören, auf welche Nacht wir es festlegen. Ich würde gern sehen, wie dieser junge Rüpel dort auf der anderen Seite in den Qualen zappelt, die –“

Er senkte seine Stimme so sehr, daß Curdie nur ein Brummen hörte. Das Brummen ging eine ganze Weile in tiefem Bass weiter, so undeutlich, als ob die Zunge des Kobolds eine Wurst wäre; und erst als seine Frau wieder sprach, stieg es zu seiner früheren Tonlage an.

„Aber was sollen wir machen, wenn du im Palast bist?“ fragte sie.

„Ich werde euch sicher in die neue Wohnung bringen, die ich für euch in den letzten beiden Monaten gegraben habe. Podge, du kümmerst dich um Tisch und Stühle. Ich vertraue sie dir an. Der Tisch hat sieben Beine – jeder Stuhl drei. Ich werde verlangen, daß du alle bei der Hand hast.“

Danach begann eine verworrene Diskussion über die verschiedenen Hausratsachen und ihren Transport und Curdie hörte nichts weiter, das von Bedeutung war.

Wenigstens kannte er jetzt einen der Gründe des ständigen Geräuschs der Koboldhämmer und -spitzhacken in der Nacht. Sie gruben neue Wohnungen für sich, in die sie sich zurückziehen würden, wenn die Bergarbeiter drohten, in ihre Behausungen durchzubrechen. Aber er hatte zwei Dinge von weit größerer Wichtigkeit erfahren. Das erste war, daß ein schlimmes Unheil vorbereitet wurde und fast fertig war, um über die Bergarbeiter hereinzubrechen. Das zweite war – die eine schwache Stelle des Koboldkörpers; er hatte nicht gewußt, daß ihre Füße so empfindlich waren, wie er jetzt Grund hatte zu vermuten. Er hatte es sagen gehört, daß sie keine Zehen hätten; er hatte nie Gelegenheit gehabt, sie in der Dämmerung, in der sie immer erschienen, näher zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, daß der Bericht korrekt war. Und er hatte sich nicht einmal vergewissern können, daß sie keine Finger hatten, obwohl auch das allgemein als Tatsache behauptet

wurde. Einer der Bergarbeiter, der mehr Schulunterricht gehabt hatte als die anderen, pflegte zu behaupten, daß dies der ursprüngliche Zustand der Menschheit gewesen sein müsse und daß Bildung und Handtätigkeit Zehen und Finger entwickelt hätten – welcher These Curdie einmal seinen Vater sarkastisch beipflichten hörte, indem er zu ihrer Unterstützung die Wahrscheinlichkeit anführte, daß Babyhandschuhe ein traditionelles Überbleibsel des alten Zustands seien, während die Strümpfe aller Altersstufen, die den Zehen keine Beachtung schenkten, in dieselbe Richtung deuteten. Wichtig war aber die Tatsache der Weichheit der Koboldfüße und er sah voraus, daß dies für alle Bergarbeiter nützlich sein konnte. Was er jedoch einstweilen zu tun hatte, war, falls möglich, den besonderen üblen Plan herauszufinden, den die Koblode jetzt im Kopf hatten.

Obwohl er alle Stollen und natürlichen Gänge kannte, durch die sie im bearbeiteten Teil des Berges miteinander verbunden waren, hatte er nicht die geringste Vorstellung, wo sich der Palast des Gnomenkönigs befand, sonst wäre er sofort zu dem Unternehmen aufgebrochen, herauszufinden was der besagte Plan war. Er schätzte zu Recht, daß der Palast in einem entfernteren Teil des Berges liegen mußte, zwischen welchem und dem Bergwerk es noch keine Verbindung gab. Es mußte jedoch eine geben, die nahezu vollendet war, denn es konnte nur eine dünne Wand sein, die sie trennte. Wenn er doch nur rechtzeitig durchbrechen konnte, um den Kobolden auf ihrem Rückzug zu folgen! Ein paar Schläge würden zweifellos genügen – genau dort, wo jetzt sein Ohr war; aber wenn er versuchte, dort mit seiner Spitzhacke zuzuschlagen, würde er den Weggang der Familie beschleunigen, sie vorwarnen und vielleicht ihre unfreiwillige Führung verlieren. Deshalb begann er, die Wand mit den Händen abzutasten, und merkte bald, daß einige der Steine lose genug saßen, um sie mit wenig Geräusch herauszuziehen.

Indem er einen großen Stein mit beiden Händen packte, zog er ihn behutsam heraus und setzte ihn leise ab.

„Was war das für ein Geräusch?“ sagte der Koboldvater.

Curdie blies sein Licht aus, damit es nicht hindurchschien.

„Es muß dieser eine Bergarbeiter sein, der zurückgeblieben ist,“ sagte die Mutter.

„Nein; er ist schon eine ganze Weile weg. Ich habe seit einer Stunde keinen Schlag mehr gehört. Außerdem war es sowas nicht.“

„Dann vermute ich, daß es ein Stein gewesen ist, der vom Bach hinuntergespült wurde.“

„Vielleicht. Er will nach und nach mehr Platz haben.“

Curdie blieb ganz still. Als er nach einer Weile nichts hörte außer den Geräuschen ihrer Vorbereitungen für den Auszug, vermischt mit einer gelegentlichen Anweisung, und darauf erpicht war zu erfahren, ob die Entfernung des Steins eine Öffnung in die Wohnung der Koblode gemacht hatte, steckte er seine Hand durch und tastete herum. Sie reichte ein gutes Stück hinein und kam dann in Kontakt mit etwas Weichem. Er hatte nur einen Moment, es zu befühlen; es wurde zu schnell weggezogen: es war einer der zehenlosen Koboldfüße. Sein Besitzer stieß einen Angstschrei aus.

„Was ist los, Helfer?“ fragte seine Mutter.

„Ein Biest ist aus der Wand gekommen und hat an meinem Fuß geleck.“

„Unsinn! In unserem Land gibt es keine wilden Tiere,“ sagte sein Vater.

„Aber es hat's gemacht, Vater. Ich habe es gespürt.“

„Unsinn, sage ich. Willst du unsere heimatlichen Gefilde schlechtmachen und sie auf eine Stufe mit dem Land da oben herabsetzen? Dort wimmelt es von wilden Tieren aller Art.“

„Aber ich habe es gespürt, Vater.“

„Du sollst den Mund halten, sage ich dir. Du bist kein Patriot.“

Curdie unterdrückte sein Lachen und lag still wie eine Maus da – aber nicht stiller, denn er knabberte fortwährend mit den Fingern an den Rändern des Lochs. Langsam machte er es größer, denn hier war der Fels durch das Sprengen sehr brüchig geworden.

Es schien recht viele Familienmitglieder zu geben, nach der Menge verworrenen Sprechens zu urteilen, das ab und zu durch das Loch drang; aber wenn alle durcheinander redeten und genau so, als hätten sie Flaschenbürsten – jeder mindestens eine – im Hals, war es nicht leicht zu verstehen, was gesprochen wurde. Schließlich hörte er wieder, was der Koboldvater sagte.

„Also,“ sagte er, „nehmt eure Bündel auf den Rücken. Komm, Helfer, ich packe bei deiner Kiste mit an.“

„Ich wünschte, es *wäre* meine Kiste, Vater.“

„Du wirst rechtzeitig genug an die Reihe kommen! Beeilt euch. Ich *muß* heute nacht zur Versammlung im Palast gehen. Wenn sie vorbei ist, können wir zurückkommen und die letzten Sachen herausholen, ehe unsere Feinde am Morgen wiederkommen. Zündet jetzt eure Fackeln an und kommt. Was für ein Unterschied es doch ist, unser eigenes Licht zu machen, statt auf ein Ding angewiesen zu sein, das in der Luft hängt – eine höchst widerwärtige Vorrichtung –, das zweifellos dazu dienen soll, uns zu blenden, wenn wir uns unter seinen verderblichen Einfluß hinauswagen! Ganz grell und ordinär nenne ich es, obwohl zweifellos nützlich für die bedauernswerten Kreaturen, die nicht den Verstand haben, Licht für sich selbst zu machen!“

Curdie konnte sich kaum zurückhalten, durch das Loch zu rufen, um zu erfahren, ob sie das Feuer zum Anzünden der Fackeln selbst machten. Aber ein Augenblick der Überlegung sagte ihm, daß sie gesagt hätten, sie täten es, indem sie zwei Steine gegeneinander schlugen und das Feuer kam.

## Kapitel 9

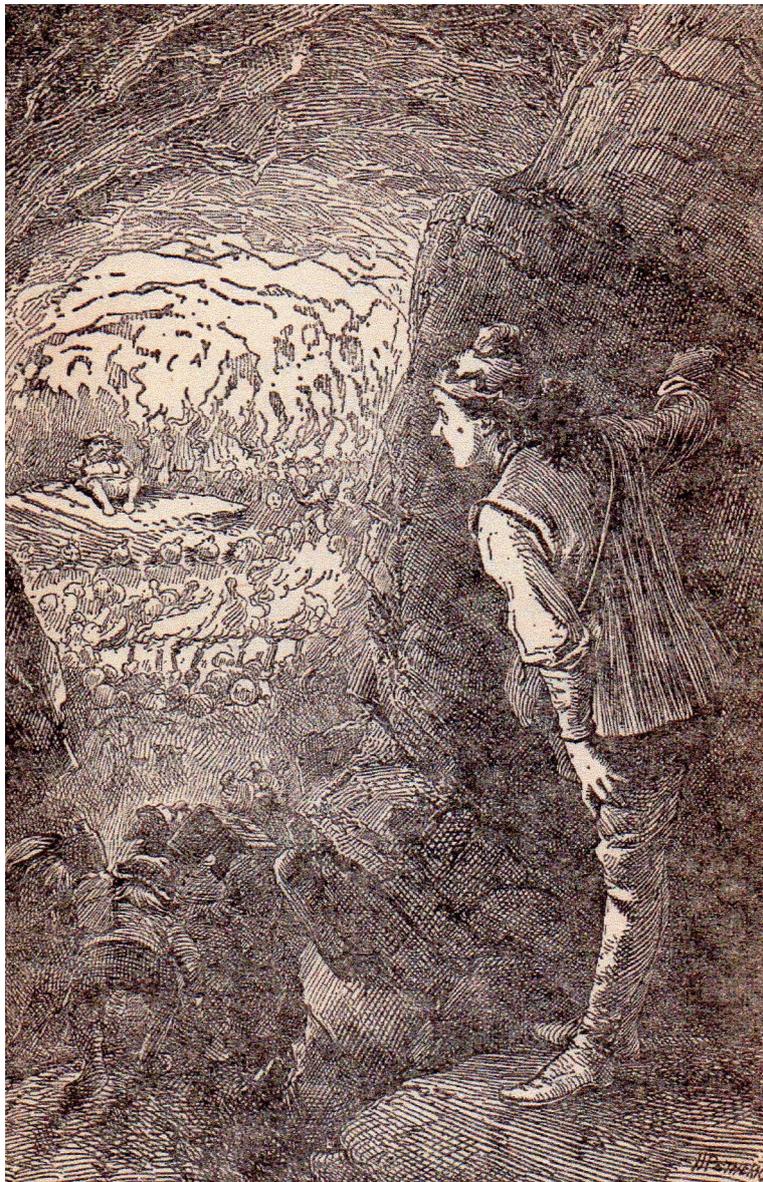
### Die Halle des Koboldpalastes

Das Geräusch vieler weicher Füße folgte, verstummte aber bald. Da stürzte sich Curdie wie ein Tiger auf das Loch und zog und zerrte. Die Seiten gaben nach und es war bald groß genug für ihn, um hindurchzukriechen. Er wollte sich nicht verraten, indem er seine Lampe wieder anzündete, aber die Fackeln der sich zurückziehenden Gesellschaft, die er auf einem langen Weg vom Eingang ihrer Höhle im Gänsemarsch weggehen sah, warfen genug Licht zurück, um ihm einen Rundblick im verlassenen Heim der Kobolde zu ermöglichen. Zu seiner Überraschung konnte er nichts entdecken, das es von normalen natürlichen Höhlen im Gestein unterschied, auf die er mit den übrigen Bergleuten im Verlauf ihrer Grabungen gestoßen war. Die Kobolde hatten davon gesprochen, für den Rest ihres Hausrats zurückzukommen; er sah nichts, das ihn hätte vermuten lassen, eine Familie habe dort auch nur für eine einzige Nacht Schutz gesucht. Der Boden war rau und steinig. Die Wände voll von vorspringenden Ecken, das Dach an einer Stelle sieben Meter hoch, an anderer gefährdete es seine Stirn, während an einer Seite ein Bach, nicht dicker als eine Nadel, wohl wahr, aber ausreichend, um über die ganze Wand Feuchtigkeit auszubreiten, an der Felsenfläche herabrann. Aber die Truppe vor ihm plagte sich unter schweren Lasten. Er konnte im flackernden Licht und Schatten ab und zu Helfer erkennen, mit seiner schweren Kiste auf den gebeugten Schultern, während der zweite Bruder beinahe unter etwas begraben war, das wie ein großes Federbett aussah. „Wo kriegen sie die Federn her?“ dachte Curdie, aber im nächsten Moment verschwand der Trupp um eine Wegbiegung und es war jetzt sowohl sicher als auch notwendig, daß Curdie ihm folgte, damit er nicht um die nächste Biegung ging, ehe er ihn wieder sah, sonst würde er ihn völlig verlieren. Er flitzte hinter ihm her wie ein Windhund. Als er die Ecke erreichte und vorsichtig um sie herum schaute, sah er die Kobolde wieder in einiger Entfernung in einem anderen langen Gang. Keiner der Gänge, die er in dieser Nacht sah, wies Anzeichen menschlicher Arbeit auf – oder von koboldlicher. Stalaktiten, weit älter als die Minen, hingen von den Decken und die Böden waren uneben durch Felsbrocken und große runde Steine, die bekundeten, daß dort einst Wasser geflossen ein mußte. Er wartete wieder an dieser Ecke, bis die Kobolde um die nächste verschwunden waren, und folgte ihnen so eine lange Strecke durch einen Gang nach dem anderen. Die Gänge wurden immer höher und an ihren Decken hingen immer mehr schimmernde Stalaktiten.

Es war eine recht seltsame Prozession, der er folgte. Aber ihr seltsamster Teil waren die Haustiere, die sich zwischen den Füßen der Kobolde drängten. Es stimmte, daß es hier unten keine wilden Tiere gab – zumindest kannten sie keine, aber sie hatten eine erstaunliche Anzahl zahmer Tiere. Ich muß jedoch Beiträge zur Naturgeschichte dieser Tiere für eine spätere Stelle in meiner Geschichte aufheben.

Schließlich, als er zu abrupt um eine Ecke bog, wäre er beinahe mitten in die Koboldfamilie gelaufen, denn sie hatte dort bereits alle ihre Lasten auf den Boden einer beträchtlich größeren Höhle als die, die sie verlassen hatte, abgesetzt. Sie waren noch zu atemlos, um zu sprechen, sonst wäre er vor ihrem Halt gewarnt

worden. Er fuhr jedoch zurück, bevor ihn jemand sah, ging ein gutes Stück aus der Sicht und stand still, wobei er aufpaßte, ob der Vater herauskam, um zum Palast zu gehen. Sehr bald erschienen er und sein Sohn Helfer und gingen in dieselbe Richtung wie zuvor, während Curdie ihnen wieder mit erneuter Vorsicht folgte. Lange Zeit hörte er keinen Laut außer so etwas wie das Rauschen eines Flusses im Felsen. Aber nach einer Weile erreichte ein anscheinend weit entferntes Geräusch großen Geschreis seine Ohren, das jedoch bald aufhörte. Nachdem er ein gutes Stück weitergegangen war, dachte er, er höre eine einzelne Stimme. Sie klang immer deutlicher, als er weiterging, bis er schließlich fast die Worte deutlich hören konnte. Gleich darauf, als er den Kobolden um eine weitere Ecke gefolgt war, fuhr er wieder zurück, diesmal vor Erstaunen.



Er befand sich am Eingang zu einer prachtvollen Höhle von ovaler Form, einst wahrscheinlich ein riesiges natürliches Wasserreservoir, jetzt die große Palasthalle der Kobolde. Sie erhob sich zu gewaltiger Höhe, aber

die Decke bestand aus solch schimmerndem Material und die vielen Fackeln der Kobolde, die sich auf dem Boden drängten, beleuchteten den Raum so strahlend hell, daß Curdie die Decke recht gut sehen konnte. Aber er hatte keine Vorstellung davon, wie riesig der Ort war, bis sich seine Augen daran gewöhnt hatten, was ziemlich lange dauerte. Die rauhen Vorsprünge an den Wänden und ihre Schatten, die von den Fackeln aufwärts geworfen wurden, ließen die Seiten des Raumes aussehen, als ob sie mit Statuen auf Konsolen und Piedestalen bedeckt waren, die auf unregelmäßigen Rängen vom Boden bis zur Decke reichten. Die Wände selbst bestanden vielfach aus prächtig glänzenden Substanzen, manche von ihnen außerdem prachtvoll gefärbt, was mit den Schatten stark kontrastierte. Curdie konnte nicht anders als sich fragen, ob seine Reime gegen solch eine Menge von Kobolden, die den Boden der Halle füllte, von Nutzen wären, und fühlte sich stark versucht, seinen Ruf „Eins, zwei, drei!“ anzustimmen, aber da es keinen Grund gab, sie in die Flucht zu schlagen, aber viele Gründe, sich zu bemühen, ihre Pläne herauszufinden, blieb er vollkommen still, lugte um die Ecke des Eingangs und spitzte die Ohren.

Am anderen Ende der Halle, hoch über den Köpfen der Menge, befand sich eine terrassenartige Plattform von beträchtlicher Höhe, die durch das Zurücktreten des oberen Teils der Höhlenwand verursacht war. Auf ihr saßen der König und sein Hofstaat, der König auf einem Thron, der aus einem riesigen Block Kupfererz gehauen war, und der Hofstaat saß auf niedrigeren Sitzen um ihn herum. Der König hatte eine Rede gehalten und der Applaus, der ihr folgte, war das, was Curdie gehört hatte. Jetzt sprach einer vom Hofstaat zu der Menge. Was Curdie ihn sagen hörte, hatte folgenden Inhalt:

„Daraus ergibt sich, daß zwei Pläne geraume Zeit im klugen Kopf Seiner Majestät zur Errettung seines Volkes gegärt haben. Ungeachtet der Tatsache, daß wir die ersten Besitzer der Gebiete waren, die sie jetzt bewohnen, gleichermaßen ungeachtet der Tatsache, daß wir dieses Gebiet aus den erhabensten Beweggründen aufgaben; ungeachtet auch der offensichtlichen Tatsache, daß wir sie so weit in geistiger Fähigkeit überragen wie sie uns in Statur überragen, sehen sie auf uns als eine entartete Rasse herab und machen alle unsere edleren Gefühle zum Gespött. Aber die Zeit ist nahe, daß es – Seiner Majestät erfinderischem Genius sei Dank – in unserer Macht stehen wird, im Hinblick auf ihr unfreundliches Verhalten, ein für allemal gründliche Rache an ihnen zu üben.“

„Mit Verlaub, Majestät,“ rief eine Stimme dicht beim Eingang, die Curdie als die des Kobolds erkannte, dem er gefolgt war.

„Wer ist es, der den Kanzler unterbricht?“ rief eine andere Stimme beim Thron.

„Glump,“ antworteten andere Stimmen.

„Er ist unser treuer Untertan,“ sagte der König selbst mit langsamer und würdevoller Stimme; „laßt ihn vortreten und sprechen.“

Eine Gasse teilte sich durch die Menge und nachdem Glump die Plattform bestiegen und sich vor dem König verneigt hatte, sprach er wie folgt:

„Sire, ich hätte geschwiegen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß nur ich weiß, wie nahe der Moment ist, auf den sich der Kanzler eben bezogen hatte. Nach aller Wahrscheinlichkeit wird der Feind, ehe noch ein Tag

vergeht, zu meiner Wohnung durchgebrochen sein – die Trennwand ist schon jetzt nicht mehr als dreißig Zentimeter dick.“

„Nicht ganz so viel,“ dachte Curdie bei sich.

„Gerade an diesem Abend habe ich mit meinem Hausrat umziehen müssen; je eher wir deshalb bereit sind, den Plan auszuführen, für den Seine Majestät solche hervorragenden Vorbereitungen getroffen hat, desto besser. Ich darf noch hinzufügen, daß ich in den letzten paar Tagen einen kleinen Wassereinbruch in meinem Eßzimmer hatte, was, zusammen mit Beobachtungen des Flußverlaufs dort, wo die bösen Männer hereinkommen, mich überzeugt hat, daß es dicht bei dieser Stelle eine tiefe Kluft in seinem Flußbett gibt. Diese Entdeckung wird, denke ich, zu den Seiner Majestät zur Verfügung stehenden an sich schon immensen Kräften beträchtlich beitragen.“

Er hörte auf und der König würdigte seine Rede mit einem gnädigen Kopfnicken, worauf Glump, nach einer Verbeugung vor Seiner Majestät, hinunter zwischen die übrige gewöhnliche Menge glitt. Dann erhob sich der Kanzler und fuhr fort.

„Die Information, die der würdige Glump uns gegeben hat,“ sagte er, „hätte zum gegenwärtigen Zeitpunkt von erheblicher Bedeutung sein können, gäbe es nicht diesen anderen, schon erwähnten Plan, der natürlich Vorrang hat. Seine Majestät, nicht gewillt, bis zum Äußersten zu gehen, und wohl wissend, daß solche Maßnahmen früher oder später in gewalttätigen Reaktionen resultieren, hat eine fundamentale und umfassende Maßnahme eronnen, über die ich nichts weiter zu sagen brauche. Sollte Seine Majestät erfolgreich sein – wer wagt daran zu zweifeln? – dann wird mindestens für eine Generation ein Frieden, gänzlich zum Vorteil des Koboldreiches, wiederhergestellt werden, der durch das Pfand, das Seine Königliche Hoheit der Prinz für das gute Verhalten ihrer Verwandten erlangen und halten wird, absolut gesichert ist. Sollte Seine Majestät erfolglos sein – wer würde es wagen, sich dies in seinen geheimsten Gedanken vorzustellen? – dann wird es an der Zeit sein, mit Härte den Plan auszuführen, auf den Glump sich bezog. Der Mißerfolg des ersten wird die Notwendigkeit des zweiten mit sich bringen.“

Curdie, der merkte, daß sich die Versammlung ihrem Ende näherte und daß kaum eine Chance bestand, von beiden Plänen Genaueres zu erfahren, hielt es jetzt für vernünftig, sich zu entfernen, ehe die Kobolde begannen auseinanderzugehen, und er schlüpfte leise davon.

Es bestand keine Gefahr, Kobolden zu begegnen, denn er ließ zumindest alle Männer hinter sich im Palast zurück, aber es bestand die beträchtliche Gefahr, daß er eine falsche Abzweigung nahm, denn er hatte jetzt kein Licht und mußte deshalb auf seine Erinnerung und seine Hände vertrauen. Nachdem er den Lichtschein hinter sich gelassen hatte, der aus dem Eingang der neuen Behausung Glumps kam, war er gänzlich ohne Orientierungshilfe, soweit es seine Augen betraf.

Er war sehr darauf bedacht, zurück durch das Loch zu gelangen, bevor die Kobolde zurückkamen, um den Rest ihrer Möbel zu holen. Nicht, daß er die geringste Angst vor ihnen hatte, sondern, da es von äußerster Bedeutung war, daß er gründlich herausfand, welches die Pläne waren, die sie hegten, durfte er nicht den kleinsten Verdacht erregen, daß sie von einem Bergarbeiter beobachtet wurden.

Er eilte weiter, wobei er seinen Weg an den Felswänden ertastete. Wäre er nicht sehr mutig gewesen, hätte er sehr besorgt sein müssen, denn er wußte sehr wohl, daß wenn er sich verirrte, es das Schwierigste von der Welt wäre, seinen Weg wiederzufinden. Der Morgen würde kein Licht in diese Regionen bringen und als ein besonderer Verseschmied und Verfolger konnte er am wenigsten Gefälligkeiten von den Kobolden erwarten. Er mochte wohl wünschen, er hätte seine Lampe und Zunderbüchse mitgenommen, an die er nicht dachte, als er so eifrig den Kobolden hinterherschlich! Er wünschte es umso mehr, als er nach einer Weile seinen Weg blockiert fand und nicht weiterkonnte. Es war nutzlos zurückzugehen, denn er hatte nicht die geringste Ahnung, wo er falsch abgebogen war. Er tastete jedoch mechanisch weiter die Wände ab, die ihn umschlossen. Seine Hand traf auf eine Stelle, wo ein winziges Rinnsal Wasser an der Felsoberfläche herabfloß. „Was bin ich doch für ein Dummkopf!“ sagte er sich. „Ich bin tatsächlich am Ende meines Weges! Und da kommen die Kobolde zurück, um ihre Sachen zu holen!“ fügt er hinzu, als der rote Schein ihrer Fackeln am Ende des langen Ganges auftauchte, der zu der Höhle führte. Im Nu hatte er sich auf den Boden geworfen und schlängelte sich rückwärts durch das Loch. Der Boden auf der anderen Seite lag gut einen Meter tiefer, was es einfacher machte zurückzugelangen. Er konnte nur den größten Stein hochheben, den er aus dem Loch genommen hatte, aber es gelang ihm, ihn wieder hineinzuschieben. Er setzte sich auf den Erzhaufen und dachte nach.

Er war sich ziemlich sicher, daß der zweite Plan der Kobolde darin bestand, das Bergwerk zu überfluten, indem sie Auslässe für das Wasser schufen, das sich in den natürlichen Reservoirs des Berges angesammelt hatte, sowie auch für fließendes Wasser. Solange der Teil, der von den Bergarbeitern ausgehöhlt war, von dem Teil abgeschlossen war, den die Kobolde bewohnten, hatten diese keine Möglichkeit, die Bergleute damit zu schädigen; aber jetzt, da eine Passage durchgebrochen war und der Bereich der Kobolde höher im Berg lag, war es für Curdie klar, daß das Bergwerk innerhalb einer Stunde zerstört werden konnte. Wasser war immer die Hauptgefahr, der die Bergarbeiter ausgesetzt waren. Sie trafen nur manchmal auf ein bißchen Grubengas, aber niemals auf das explosive Schlagwetter, das so häufig in Kohlebergwerken vorkommt. Deshalb waren sie vorsichtig, sobald sie Wasser sahen.

Während die Kobolde in ihrer alten Wohnung zugange waren, erschien es Curdie als Ergebnis seiner Überlegungen, daß es das beste wäre, den ganzen Stollen zuzubauen, indem man ihn mit Steinen und Lehm oder Kalk ausfüllte, so daß nicht der kleinste Kanal für das Wasser vorhanden wäre. Es gab jedoch keine unmittelbare Gefahr, denn die Ausführung dieses Plans der Kobolde war durch das Scheitern des unbekanntens Plans bedingt, der den Vorrang hatte, und er war sehr darauf bedacht, den Durchgang offenzuhalten, damit er wenn möglich erfuhr, was der erste Plan war. Überdies konnten die Kobolde ihre unterbrochenen Arbeiten für die Überflutung nicht wieder aufnehmen, ohne daß er es herausfand; wenn sich alle Bergleute an die Arbeit machten, könnte der eine bestehende Durchfluß in einer einzigen Nacht für jede Wucht des Wassers undurchdringlich sein, denn wenn der Stollen vollständig ausgefüllt war, würde ihr Damm von den Seiten des Berges selbst verstärkt werden.

Sobald er gemerkt hatte, daß sich die Koblode wieder zurückgezogen hatten, zündete Curdie seine Lampe an und fuhr fort, das Loch, das er gemacht hatte, mit solchen Steinen zu füllen, die er nach Belieben herausziehen konnte. Dann, da er vielleicht Gelegenheit hatte, noch viele Nächte aufzubleiben, hielt er es für besser, nach Hause zu gehen und etwas zu schlafen.

Wie angenehm fühlte sich die Nachtluft außerhalb des Berges nach allem an, was er drinnen erlebt hatte! Er eilte den Berg hinauf, ohne auf dem Weg einem einzigen Kobold zu begegnen, und rief und klopfte ans Fenster, bis er seinen Vater geweckt hatte, der schnell aufstand und ihn einließ. Curdie erzählte ihm die ganze Geschichte und genau, wie er erwartet hatte, fand sein Vater es am besten, die Ader nicht weiter zu bearbeiten, aber gelegentlich so zu tun, als sei man dort noch an der Arbeit, damit die Koblode keinen Verdacht schöpften. Dann gingen Vater und Sohn ins Bett und schliefen fest bis zum Morgen.

## Kapitel 10

### Der Königspapa der Prinzessin

Das Wetter blieb wochenlang schön und die kleine Prinzessin ging jeden Tag hinaus. Eine so lange Schönwetterperiode hatte man auf diesem Berg noch nie erlebt. Das einzig Unangenehme war, daß ihre Kinderfrau so nervös war und Wert darauf legte, vor Sonnenuntergang im Haus zu sein und Fersengeld gab, wenn nichts Schlimmeres als eine Schäfchenwolke, die vor der Sonne vorbeizog, einen Schatten auf den Hügel warf; und an vielen Abenden waren sie eine ganze Stunde früher zu Hause, als das Sonnenlicht den Wetterhahn auf den Ställen verließ. Wäre dieses seltsame Verhalten nicht gewesen, hätte Irene inzwischen die Kobolde fast vergessen. Sie vergaß niemals Curdie, sondern an ihn erinnerte sie sich um seiner selbst willen und hätte sich gewiß auch nur deshalb an ihn erinnert, weil eine Prinzessin niemals ihre Schulden vergißt, ehe sie bezahlt sind.



An einem prächtig sonnigen Tag, um ungefähr ein Uhr nachmittags, hörte Irene, die auf einem Rasen im Garten spielte, das Signal eines Horns. Sie sprang mit einem Freudenschrei auf, denn sie wußte von diesem besonderen Signal, daß ihr Vater auf dem Weg war, sie zu besuchen. Dieser Teil des Gartens lag auf dem Abhang des Berges und erlaubte einen vollen Blick auf das Land unten. So beschattete sie die Augen mit der Hand und schaute weit in die Ferne, um den ersten Blick auf glänzende Rüstungen zu erhaschen. Bald kam ein kleiner Trupp glitzernd um die Flanke eines Hügels. Speere und Helme funkelten und glänzten, Fahnen flatterten, Pferde tänzelten und wieder ertönte das Hornsignal, das für sie wie die Stimme ihres Vaters war,

die über die Entfernung rief: „Irene, ich komme.“ Immer näher kamen sie, bis Irene den König deutlich erkennen konnte. Er ritt auf einem weißen Pferd und war größer als alle Männer um ihn. Er trug einen schmalen, juwelenbesetzten Reif aus Gold um seinen Helm und als er noch näher kam, konnte Irene das Blitzen der Steine in der Sonne sehen. Es war lange her, daß er sie besucht hatte, und ihr kleines Herz schlug immer schneller, als der glänzende Trupp herankam, denn sie liebte ihren Königspapa sehr und war nirgends so glücklich wie in seinen Armen. Als sie eine bestimmte Stelle erreicht hatten, wo Irene sie nicht mehr vom Garten aus sehen konnte, rannte sie zum Tor und stand dort still, bis sie stampfend und klirrend mit einem weiteren Hornsignal ankamen, das besagte: „Irene, ich bin gekommen.“

Inzwischen hatten sich alle Hausbewohner am Tor versammelt, aber Irene stand allein vor ihnen. Als die Reiter herangekommen waren, rannte sie an die Seite des weißen Pferdes und streckte die Arme hoch. Der König beugte sich herab und ergriff ihre Hände. Im Nu war sie im Sattel und wurde in seine großen starken Arme geschlossen. Ich wünschte, ich könnte den König so beschreiben, daß ihr ihn im Geiste sehen könnt. Er hatte sanfte blaue Augen, aber eine Nase, die ihn wie einen Adler aussehen ließ. Ein langer dunkler Bart, von silbernen Fäden durchzogen, wallte von seinem Mund fast bis zur Taille hinunter, aber als Irene im Sattel saß und ihr Gesicht an seiner Brust barg, vermischte sich der Bart mit dem goldenen Haar, das ihre Mutter ihr vererbt hatte, und beides zusammen war wie eine Wolke mit eingewobenen Sonnenstrahlen.



Nachdem er sie für eine Minute an sein Herz gedrückt hatte, sprach er zu seinem weißen Pferd, und das große, schöne Geschöpf, das kurz zuvor so stolz getänzelt hatte, ging so vornehm wie eine Dame – denn es wußte, daß es eine kleine Dame auf dem Rücken trug – durch das Tor und hoch zur Eingangstür des Hauses.

Dann setzte der König Irene auf den Boden, stieg ab, nahm sie an die Hand und ging mit ihr in die große Halle, die kaum jemals betreten wurde, außer wenn er kam, um seine kleine Prinzessin zu besuchen. Doch mit zweien seiner Ratgeber, die ihn begleitet hatten, setzte er sich nieder, um Erfrischungen zu sich zu nehmen, und Irene saß zu seiner Rechten und trank Milch aus einer seltsam geschnitzten hölzernen Schale. Als der König gegessen und getrunken hatte, wandte er sich an die Prinzessin, strich ihr über das Haar und sagte:

„Nun, mein Kind, was sollen wir als nächstes tun?“



Das war die Frage, die er ihr fast immer nach ihrer gemeinsamen Mahlzeit stellte, und Irene hatte mit einiger Ungeduld auf sie gewartet, denn jetzt, dachte sie, würde sie eine Sache klären können, die sie immerfort verwirrt hatte.

„Ich möchte, daß du mich zum Besuch meiner großen, alten Großmutter mitnimmst.“

Der König schaute ernst drein und sagte:

„Was meint meine kleine Tochter?“

„Ich meine die Königin Irene, die oben im Turm wohnt – die sehr alte Dame, weißt du, mit den langen Silberhaaren.“

Der König schaute seine kleine Prinzessin nur mit einem Blick an, den sie nicht verstehen konnte.

„Sie hat ihre Krone in ihrem Schlafzimmer,“ fuhr sie fort, „aber ich bin noch nicht dort drin gewesen. Du weißt doch, daß sie da ist, nicht wahr?“

„Nein,“ sagte der König sehr leise.

„Dann muß das alles ein Traum sein,“ sagte Irene. „Ich habe es schon fast gedacht, aber ich konnte nicht sicher sein. Jetzt *bin* ich sicher. Außerdem konnte ich sie beim nächsten Mal nicht finden, als ich hochging.“

In diesem Moment flog eine schneeweiße Taube durch ein offenes Fenster herein und ließ sich auf Irenes Kopf nieder. Die Prinzessin brach in fröhliches Lachen aus, duckte sich ein bißchen und hob die Hände hoch zum Kopf, wobei sie sagte:

„Liebes Täubchen, pick mich nicht. Du wirst mir noch mit deinen langen Krallen die Haare ausreißen, wenn du nicht aufpaßt.“

Der König streckte die Hand aus, um die Taube zu greifen, aber sie breitete die Schwingen aus und flog wieder durch das offene Fenster, wobei ihr Weiß in der Sonne einmal aufblitzte und verschwand. Der König legte seiner Prinzessin die Hand auf den Kopf, bog ihn ein wenig zurück, schaute ihr ins Gesicht, lächelte ein halbes Lächeln und seufzte einen halben Seufzer.

„Komm, mein Kind; wir wollen zusammen im Garten spazieren.“

„Du willst also nicht mit hochkommen und meine riesige große, schöne Großmutter besuchen, Königspapa?“ sagte die Prinzessin.

„Diesmal nicht,“ sagte der König sehr sanft. „Sie hat mich nämlich nicht eingeladen, und große alte Damen wie sie mögen es nicht, besucht zu werden, ohne daß man um Erlaubnis gebeten und sie erhalten hat.“

Der Garten war ein ganz entzückender Ort. Auf einem Berghang gelegen, gab es Abschnitte, wo die Felsen in großen Massen durchbrachen und alles unmittelbar um sie herum völlig wild blieb. Büschel von Heidekraut wuchsen auf ihnen und andere widerstandsfähige Bergpflanzen und Blumen, während daneben liebliche Rosen und Lilien und alle schönen Gartenblumen blühten. Diese Mischung von wildem Berg und kultiviertem Garten war sehr pittoresk und es war für egal wie viele Gärtner unmöglich, solch einen Garten formal und steif aussehen zu lassen.

An einem dieser Felsen stand eine Gartenbank, die in der Nachmittagssonne von dem überhängenden Gestein beschattet war. Es gab einen kleinen gewundenen Pfad hinauf auf die Spitze des Felsens und dort eine weitere Bank, aber sie saßen auf der Bank am Fuß, weil die Sonne heiß war, und dort sprachen sie miteinander über viele Dinge. Schließlich sagte der König: „Du warst an einem Abend spät draußen, Irene.“

„Ja, Papa. Es war meine Schuld und Lootie tat es sehr leid.“

„Ich muß darüber mit Lootie sprechen,“ sagte der König.

„Sprich bitte nicht laut mit ihr, Papa,“ sagte Irene. „Sie hat seitdem solche Angst, zu spät zu kommen! Sie ist wirklich nicht unartig gewesen. Es war nur ausnahmsweise ein Versehen.“

„Einmal kann einmal zu oft sein,“ murmelte der König bei sich, während er den Kopf seines Kindes streichelte.

Ich kann euch nicht sagen, wie er es erfahren hatte. Ich bin sicher, daß Curdie es ihm nicht erzählt hat. Jemand vom Palast muß sie also doch gesehen haben. Er saß eine ganze Weile da und dachte nach. Kein Laut war zu hören außer von einem kleinen Bach, der fröhlich aus einer Öffnung im Felsen, an dem sie saßen, plätscherte und den Hügel hinunter durch den Garten davoneilte. Dann stand der König auf und indem er Irene zurückließ, ging er ins Haus und ließ Lootie kommen, mit der er ein Gespräch hatte, das sie zum Weinen brachte.

Als er am Abend auf seinem großen weißen Pferd davonritt, ließ er sechs seiner Gefolgsleute zurück mit Befehlen, daß jede Nacht drei vor dem Haus Wache halten sollten, indem sie es von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zu umrunden hatten. Es war offensichtlich, daß er sich wegen der Prinzessin nicht ganz behaglich fühlte.

## Kapitel 11

### Das Schlafzimmer der alten Dame

Eine Zeitlang geschah nichts Erwähnenswertes. Der Herbst kam und ging vorüber. Im Garten gab es keine Blumen mehr. Der Wind blies stark und heulte zwischen den Felsen. Der Regen fiel und durchnäßte die wenigen gelben und roten Blätter, die sich nicht von den kahlen Zweigen lösen konnten. Immer wieder gab es einen herrlichen Morgen, dem ein regnerischer Nachmittag folgte, und manchmal, eine volle Woche lang, gab es Regen, den ganzen Tag nichts als Regen, und dann die allerherrlichste wolkenlose Nacht mit voll erblühten Sternen am Himmel – nicht einer fehlte. Aber die Prinzessin konnte nicht viel davon sehen, denn sie ging früh ins Bett. Der Winter nahte und sie fand, daß alles langweilig wurde. Wenn es zu stürmisch war, um hinauszugehen, und sie ihre Spielsachen satt hatte, ging Lootie mit ihr im Haus herum, manchmal ins Zimmer der Haushälterin, die, eine gute, freundliche alte Frau, viel Wesen um sie machte - manchmal in den Raum der Dienerschaft oder in die Küche, wo sie nicht nur Prinzessin, sondern absolute Königin war und große Gefahr lief, verzogen zu werden. Manchmal lief sie allein in den Raum, wo die Soldaten saßen, die der König zurückgelassen hatte, und sie zeigten ihr ihre Waffen und Ausrüstungen und taten, was sie konnten, um sie zu unterhalten. Dennoch fand sie es manchmal sehr langweilig und wünschte immer öfter, daß ihre riesige großartige Großmutter nicht ein Traum gewesen war.

Eines Morgens ließ die Kinderfrau sie für eine Weile bei der Haushälterin. Um Irene zu unterhalten, kippte sie den Inhalt eines alten Schränkchens auf dem Tisch aus. Die kleine Prinzessin fand ihre Schätze – seltsame alte Schmuckstücke und viele Dinge, deren Gebrauch sie sich nicht vorstellen konnte – viel interessanter als ihre Spielsachen und beschäftigte sich zwei Stunden oder mehr mit ihnen. Doch schließlich, als sie mit einer merkwürdigen altmodischen Brosche hantierte, stach sie sich mit deren Nadel in den Daumen und stieß wegen der Heftigkeit des Schmerzes einen kleinen Schrei aus; sie hätte jedoch kaum weiter daran gedacht, wären der Schmerz nicht stärker geworden und der Daumen nicht angeschwollen. Dies beunruhigte die Haushälterin sehr. Die Kinderfrau wurde geholt, nach dem Arzt wurde geschickt, ihre Hand erhielt einen Umschlag und Irene wurde lange vor der üblichen Zeit ins Bett gebracht. Der Schmerz blieb und obwohl sie einschlief und viel träumte, war der Schmerz in jedem Traum da. Schließlich weckte er sie auf.

Der Mond schien hell ins Zimmer. Der Umschlag war von der Hand abgefallen und sie brannte heiß. Irene stellte sich vor, das Mondlicht würde sie kühlen, wenn sie die Hand hineinhielt. Deshalb stieg sie aus dem Bett, ohne die Kinderfrau zu wecken, die am anderen Ende des Zimmers schlief, und ging zum Fenster. Als sie hinausschaute, sah sie einen der Soldaten im Garten umherlaufen, wobei das Mondlicht auf seiner Rüstung glänzte. Sie wollte gerade ans Fenster klopfen und ihn anrufen, weil sie ihm alles erzählen wollte, als sie sich besann, daß es Lootie wecken könnte, und die würde sie wieder ins Bett stecken. So beschloß sie, ans Fenster eines anderen Zimmers zu gehen und ihn dort anzurufen. Es war so viel schöner, sich mit jemandem zu unterhalten, als wach im Bett mit einem brennenden Schmerz in der Hand zu liegen. Sie öffnete die

Tür ganz leise und ging durch das Kinderzimmer, das kein Fenster zum Garten hatte, um an das andere Fenster zu gehen. Aber als sie zum Fuß der alten Treppe kam, da schien durch ein Fenster hoch oben der Mond herunter und ließ das wurmstichige Eichenholz ganz seltsam, fein und schön aussehen. Im Nu setzte sie ihre kleinen Füße einen nach dem anderen auf den silbrigen Pfad die Treppe hinauf, wobei sie hinter sich schaute, um den Schatten zu sehen, den die Füße inmitten des Silbers machten. Manche kleinen Mädchen hätten Angst gehabt, so mitten in der Nacht allein zu sein, aber Irene war eine Prinzessin.



Als sie langsam die Treppe hochging, nicht ganz sicher, daß sie nicht träumte, erwachte plötzlich in ihrem Herzen eine große Sehnsucht, noch einmal zu sehen, ob sie die alte Dame mit den silbernen Haaren finden könne.

„Wenn sie ein Traum ist,“ sagte sie sich, „dann ist es wahrscheinlicher, daß ich sie finde, wenn ich träume.“ So stieg sie immer höher, Stufe um Stufe, bis sie zu den vielen Zimmern kam – alle genau so, wie sie sie zuvor gesehen hatte. Durch einen Flur nach dem anderen eilte sie leise und ermutigte sich damit, daß es nicht schlimm wäre, wenn sie sich verirrt, denn wenn sie aufwachte, fände sie sich in ihrem Bett wieder mit Lootie in der Nähe. Aber als ob sie jeden Schritt des Weges kannte, ging sie direkt zur Tür am Fuß der schmalen Treppe, die zum Turm führte.

„Was, wenn ich wirklichkeits-wirklich meine schöne alte Großmutter dort oben finde?“ sagte sie sich, als sie die Stufen hinaufschlich.

Als sie oben angekommen war, stand sie einen Moment lauschend im Dunkeln, denn dort schien kein Mond. Ja! Das war es! Es war das Geräusch des Spinnrads! Was für eine emsige Großmutter, die Tag und Nacht arbeitete!

Sie klopfte sanft an die Tür.

„Komm herein, Irene,“ sagte die freundliche Stimme.

Die Prinzessin öffnete die Tür und trat ein. Da war das Mondlicht, das zum Fenster hereinströmte, und mitten im Mondschein saß die alte Dame in ihrem schwarzen Kleid mit der weißen Spitze und ihr silbernes Haar mischte sich mit dem Mondlicht, so daß man nicht sagen konnte, was was war.

„Komm herein, Irene,“ sagte sie wieder. „Kannst du mir sagen, was ich spinne?“

„Sie redet,“ dachte Irene, „genau als hätte sie mich vor fünf Minuten oder höchstens gestern gesehen. – Nein,“ antwortete sie, „ich weiß nicht, was du spinnst. Bitte, ich dachte, du seist ein Traum. Warum konnte ich dich nicht vorher finden, Ururgroßmutter?“

„Du bist noch nicht alt genug, um es zu verstehen. Aber du hättest mich früher gefunden, wenn du nicht gedacht hättest, ich sei ein Traum. Ich will dir aber einen Grund nennen, warum du mich nicht finden konntest. Ich wollte nicht, daß du mich findest.“

„Warum denn, bitte?“

„Weil ich nicht wollte, daß Lootie von meinem Hiersein erfährt.“

„Aber du hast mir gesagt, ich soll es Lootie erzählen.“

„Ja. Aber ich wußte, Lootie würde dir nicht glauben. Wenn sie mich hier sitzen und spinnen sähe, würde sie mir auch nicht glauben.“

„Wieso?“

„Weil sie es nicht könnte. Sie würde sich die Augen reiben, fortgehen und sagen, sie fühle sich komisch, und die Hälfte und mehr vergessen und dann sagen, alles sei ein Traum gewesen.“

„Genau wie ich,“ sagte Irene mit sehr viel Schamgefühl.

„Ja, so ziemlich wie du, aber nicht genau wie du, denn du bist wiedergekommen, und Lootie wäre nicht wiedergekommen. Sie hätte ‚nein, nein‘ gesagt – sie habe von solchem Unsinn genug.“

„Ist das denn schlimm von Lootie?“

„Es wäre von dir schlimm. Ich habe noch nie etwas für Lootie getan.“

„Und du hast mir Gesicht und Hände gewaschen,“ sagte Irene und fing an zu weinen..

Die alte Dame lächelte lieb und sagte:

„Ich bin nicht verärgert über dich, mein Kind – auch nicht über Lootie. Aber ich möchte nicht, daß du noch irgend etwas von mir zu Lootie sagst. Falls sie dich fragen sollte, mußt du einfach schweigen. Aber ich glaube nicht, daß sie dich fragen wird.“

Während der ganzen Zeit, in der sie sprachen, spann die alte Dame weiter.

„Du hast mir noch nicht gesagt, was ich spinne,“ sagte sie.

„Weil ich es nicht weiß. Es ist sehr hübsches Zeug.“

Es war in der Tat sehr hübsches Zeug. Ein großes Bündel davon stak auf dem Rocken am Spinnrad und im Mondlicht glänzte es wie – was soll ich sagen, wie es glänzte? Für Silber war es nicht weiß genug – doch, es war wie Silber, glänzte aber eher grau als weiß und funkelte ein wenig. Und der Faden, den die alte Dame aus ihm herauszog, war so fein, daß Irene ihn kaum sehen konnte.

„Das spinne ich für dich, mein Kind.“

„Für mich! Bitte, was soll ich damit machen?“

„Das werde ich dir demnächst sagen. Aber erst will ich dir sagen, was es ist. Es sind Spinnweben – von einer besonderen Art. Meine Tauben bringen sie mir von jenseits des großen Meeres. Es gibt dort nur einen Wald, in dem die Spinnen leben, die diese besondere Art machen – die feinste und stärkste von allen. Mit dieser Arbeit bin ich fast fertig. Was jetzt auf dem Rocken steckt, wird genügen. Ich habe jedoch noch Arbeit für eine Woche,“ fügte sie hinzu, indem sie auf das Bündel schaute.

„Arbeitest du den ganzen Tag und auch die ganze Nacht, Ururururgroßmutter?“ sagte die Prinzessin und hielt sich mit so vielen *Urs* für sehr höflich.

„Ich bin nicht ganz so urig,“ antwortete sie und lächelte fast fröhlich. „Wenn du mich Großmutter nennst, reicht das. Nein, ich arbeite nicht jede Nacht – nur in Mondscheinnächten und das nicht länger als der Mond auf mein Spinnrad scheint. Heute Nacht werde ich nicht viel länger arbeiten.“

„Und was wirst du als nächstes machen, Großmutter?“

„Ins Bett gehen. Möchtest du mein Schlafzimmer sehen?“

„Ja, das möchte ich.“

„Dann denke ich, daß ich heute nacht nicht weiterarbeite. Ich werde rechtzeitig fertig werden.“

Die alte Dame stand auf und ließ ihr Spinnrad so stehen, wie es war. Es hatte nämlich keinen Sinn, es wegzuräumen, denn dort, wo es keine Möbel gab, bestand keine Gefahr von Unordnung.

Dann nahm sie Irene an die Hand, aber es war ihre kranke Hand und Irene stieß einen kleinen Schmerzensschrei aus.

„Mein Kind!“ sagte ihre Großmutter, „was ist denn?“

Irene hielt die Hand ins Mondlicht, damit die alte Dame sie sah, und erzählte ihr alles darüber, worauf sie ernst dreinschaute. Aber sie sagte nur: „Gib mir die andere Hand“; und nachdem sie Irene auf den kleinen dunklen Treppenabsatz geführt hatte, öffnete sie die Tür auf der gegenüberliegenden Seite. Wie war Irene überrascht, das entzückendste Zimmer zu erblicken, das sie jemals in ihrem Leben gesehen hatte! Es war groß und hoch und kuppelförmig. Von der Mitte der Decke hing eine Lampe, rund wie eine Kugel, und schien wie mit dem hellsten Mondlicht, wodurch alles im Zimmer sichtbar war, obwohl nicht so deutlich, daß die Prinzessin erkennen konnte, was viele der Dinge waren. In der Mitte stand ein großes ovales Bett mit einer Zierdecke von rosa Farbe und mit Samtvorhängen um es herum von einem schönen Hellblau. Auch die Wände waren blau – über und über besät mit etwas, das wie silberne Sterne aussah.

Die alte Dame ließ sie dort und ging zu einem seltsam aussehenden Schränkchen, öffnete es und nahm ein kuriose silbernes Kästchen heraus. Dann setzte sie sich auf einen niedrigen Stuhl, rief Irene herbei und ließ

sie vor sich knien, während sie die Hand anschaute. Nachdem sie sie untersucht hatte, öffnete sie das Kästchen und entnahm etwas Salbe. Der süßeste Duft erfüllte das Zimmer – wie der von Rosen und Lilien –, als sie die Salbe sanft über die ganze heiße, geschwollene Hand rieb. Ihre Berührung war so angenehm und kühl, daß sie Schmerz und Hitze zu vertreiben schien, wo sie auch hinkam.

„Ach, Großmutter! Das ist *so* schön!“ sagte Irene. „Danke, danke.“

Dann ging die alte Dame zu einer Kommode und nahm ein großes Taschentuch aus spinnwebartigem Batist heraus, das sie Irene um die Hand wickelte.

„Ich glaube nicht, daß ich dich heute nacht weglassen kann,“ sagte sie. „Möchtest du bei mir schlafen?“

„Oh ja, ja, liebe Großmutter!“ sagte Irene und wollte in die Hände klatschen, ohne daran zu denken, daß sie es nicht konnte.

„Du hast also keine Angst, zu solch einer alten Frau ins Bett zu gehen?“

„Nein. Du bist so schön, Großmutter.“

„Aber ich bin *sehr* alt.“

„Und ich bin, nehme ich an, sehr jung. Dir macht es nichts aus, bei solch einer *sehr* jungen Frau zu schlafen, Großmutter?“

„Du süßer kleiner Naseweis!“ sagte die alte Dame, zog sie an sich und küßte sie auf die Stirn, die Wange und den Mund.

Dann holte sie eine große silberne Waschschüssel und nachdem sie Wasser hineingegossen hatte, ließ sie Irene auf dem Stuhl sitzen und wusch ihr die Füße. Jetzt war sie fürs Bett bereit. Und oh, was für ein köstliches Bett es war, in das ihre Großmutter sie legte! Sie hätte kaum sagen können, daß sie auf irgend etwas lag; sie fühlte nichts als Weichheit. Als sich die alte Dame entkleidet hatte, legte sie sich neben sie.

„Warum machst du deinen Mond nicht aus?“ fragte die Prinzessin.

„Der geht nie aus, Nacht oder Tag,“ antwortete sie. „In der dunkelsten Nacht, wenn meine Tauben mit einer Botschaft unterwegs sind, sehen sie immer meinen Mond und wissen, wo sie hinfliegen müssen.“

„Aber wenn jemand anderer als die Tauben ihn sehen sollte – jemand vom Haus, meine ich –, würden sie nachschauen kommen, was es ist, und dich finden.“

„Dann umso besser für sie,“ sagte die alte Dame. „Aber das passiert nicht öfter als fünfmal in hundert Jahren, daß ihn jemand sieht. Die meisten von ihnen, die ihn für einen Meteor halten, zwinkern mit den Augen und vergessen ihn wieder. Außerdem könnte niemand das Zimmer finden, außer ich lasse es zu. Außerdem, nochmals – ich will dir ein Geheimnis verraten – wenn dieses Licht ausginge, würdest du denken, du liegst in einer kahlen Dachstube auf einem Haufen von altem Stroh, und würdest die ganze Zeit nicht eines der schönen Dinge um dich herum sehen.“

„Ich hoffe, es geht nie aus,“ sagte die Prinzessin.

„Ich hoffe nicht. Aber es ist an der Zeit, daß wir beide schlafen. Soll ich dich in die Arme nehmen?“

Die kleine Prinzessin kuschelte sich eng an die alte Dame, die sie in beide Arme nahm und eng an der Brust hielt.

„Oh je! Das ist so schön!“ sagte die Prinzessin. „Ich wußte gar nicht, daß etwas auf der Welt so behaglich sein kann. Ich würde gern für immer hier liegen.“

„Das darfst du, wenn du willst,“ sagte die alte Dame. „Aber ich muß dich auf eine Probe stellen – keine sehr schwere, hoffe ich. In einer Woche mußt du nachts zu mir zurückkommen. Machst du es nicht, weiß ich nicht, wann du mich wiederfinden wirst, und du wirst mich bald sehr brauchen.“

„Oh! Bitte, laß es mich nicht vergessen.“

„Du sollst es nicht vergessen. Die einzige Frage ist, ob du glauben wirst, daß ich überhaupt da bin – ob du glauben wirst, daß ich kein Traum bin. Du kannst sicher sein, daß ich alles tun werde, um dir zu helfen, daß du kommst. Aber es wird letztlich bei dir liegen. In der Nacht des nächsten Freitag mußt du zu mir kommen. Denk daran.“

„Ich *will* es versuchen,“ sagte die Prinzessin.

„Dann gute Nacht,“ sagte die alte Dame und küßte die Stirn, die an ihrer Brust lag.

Im nächsten Moment befand sich die kleine Prinzessin mitten in den entzückendsten Träumen – von Sommern an Meeren und Mondschein und moosigen Quellen und großen leise rauschenden Bäumen und Beeten von Wildblumen mit solchen Düften, die sie nie zuvor gerochen hatte. Aber schließlich konnte kein Traum entzückender sein als das, was sie zurückgelassen hatte, als sie einschlief.

Am Morgen fand sie sich in ihrem eigenen Bett wieder. Da war kein Taschentuch oder sonst etwas um ihre Hand, nur ein süßer Duft hing noch an ihr. Die Schwellung war ganz zurückgegangen; der Stich der Brosche war verschwunden – tatsächlich war ihre Hand vollständig geheilt.

## Kapitel 12

### Ein kurzes Kapitel über Curdie

Curdie brachte viele Nächte in der Mine zu. Sein Vater und er hatten Mrs. Peterson in das Geheimnis eingeweiht, denn sie wußten, Mutter konnte den Mund halten, was mehr war, als man von all den Frauen der Bergleute sagen konnte. Aber Curdie erzählte ihr nicht, daß von jeder Nacht, die er im Bergwerk verbrachte, ein Teil dazu diente, Geld zu einem neuen roten Unterrock für sie zu verdienen.

Mrs. Peterson war solch eine liebe, gute Mutter! Alle Mütter sind mehr oder weniger lieb und gut, aber Mrs. Peterson war *mehr* lieb und gut und nicht *weniger*. Sie bereitete und bewahrte in dem ärmlichen Häuschen an dem hohen Berghang einen kleinen Himmel – für Mann und Sohn, in den sie aus der tiefen und ziemlich düsteren Erde, wo sie arbeiteten, heimkehrten. Ich bezweifle, daß die Prinzessin selbst in den Armen ihrer riesigen Urgroßmutter sehr viel glücklicher war als Peter und Curdie in Mrs. Petersons Armen. Gewiß, ihre Hände waren hart und rissig und groß, aber das lag an der Arbeit für die beiden und deshalb waren ihre Hände, in den Augen der Engel, umso schöner. Und wenn Curdie schwer arbeitete, um ihr einen Unterrock zu kaufen, arbeitete sie jeden Tag schwer, um ihm Annehmlichkeiten zu schaffen, die er viel mehr vermißt hätte als sie einen neuen Unterrock, selbst im Winter. Nicht daß sie und Curdie jemals darüber nachdachten, wieviel sie füreinander arbeiteten; das hätte alles verdorben.

Wenn er im Bergwerk alleingelassen war, arbeitete Curdie zunächst eine oder zwei Stunden weiter, wobei er der Erzader folgte, die laut Glump letztlich zu der verlassenen Behausung führte. Danach brach er zu einer Erkundungsexpedition auf. Um sie zuwege zu bringen oder vielmehr die Rückkehr von ihr, und zwar besser als beim ersten Mal, hatte er ein enormes Knäuel feinen Bindfaden gekauft; den Trick hatte er vom Kleinen Däumling, dessen Geschichte ihm seine Mutter oft erzählt hatte. Nicht daß der Däumling jemals ein Knäuel Bindfaden benutzt hätte – ich würde es bedauern, wenn man mich so weit von den Klassikern entfernt vermutete –, aber das Prinzip war dasselbe wie das mit den Kieselsteinen. Das Ende dieses Bindfadens befestigte Curdie an seiner Spitzhacke, die keinen üblen Anker abgab, und dann, mit dem Knäuel in der Hand, das er beim Gehen abrollte, zog er los in die Dunkelheit der natürlichen Gänge im Koboldgebiet. In den ersten Nächten traf er auf nichts Erwähnenswertes; sah nur wenig vom häuslichen Leben der Kobbeln in den verschiedenen Höhlen, die sie Häuser nannten; war erfolglos, auf irgend etwas zu treffen, das Licht auf den ersten Plan warf, der die Überschwemmung vorerst nicht in den Vordergrund treten ließ. Aber schließlich, ich glaube in der vierten Nacht, fand er, zum Teil vom Geräusch ihrer Werkzeuge geleitet, eine Kompanie der besten Sappeure unter ihnen schwer an der Arbeit. Was hatten sie vor? Es konnte nicht gut die Überschwemmung sein im Hinblick darauf, daß sie hinter etwas anderes zurückgestellt war. Was war es dann? Immer wieder in der größten Gefahr, entdeckt zu werden, lauerte und beobachtete er, aber ohne Erfolg. Er mußte sich wieder und wieder eiligst zurückziehen, ein Vorgang, der umso schwieriger war, als er seinen Bindfaden aufnehmen mußte, während er dessen Verlauf folgte. Es war nicht so, daß er Angst vor den

Kobolden hatte, sondern daß er Angst hatte, sie würden herausfinden, daß sie beobachtet wurden, was vielleicht die Entdeckung verhindert hätte, auf die er aus war. Manchmal war er so in Eile, daß wenn er gegen Morgen sein Haus erreichte, die Schnur aus Mangel an Zeit, sie aufzuwickeln, wenn er den Kobbeln auswich, in einem Zustand war, der völlig hoffnungslos verheddert schien; aber nach einem guten, obschon kurzen Schlaf fand er immer, daß seine Mutter das Knäuel wieder in Ordnung gebracht hatte. Da war es, zu einer höchst ansehnlichen Kugel aufgewickelt, bereit zum Gebrauch, sobald er es benötigte.

„Ich kann mir nicht denken, wie du das machst, Mutter,“ sagte er.

„Ich folge dem Faden,“ antwortete sie, „genau wie du im Bergwerk.“

Sie hatte nie darüber mehr zu sagen; aber je weniger gewandt sie mit Worten war, desto geschickter war sie mit den Händen; und je weniger seine Mutter sagte, desto mehr, glaubte Curdie, hatte sie zu sagen.

Aber er hatte immer noch nicht entdeckt, was die Koboldbergarbeiter vorhatten.

## Kapitel 13

### Die Kreaturen der Kobbeln

Ungefähr um diese Zeit hatte jeder der Herren, die der König zurückgelassen hatte, um über die Prinzessin zu wachen, Gelegenheit, am Zeugnis seiner Augen zu zweifeln, denn mehr als seltsam waren die Objekte, für die sie Zeugnis ablegten. Sie waren von einer bestimmten Art – Lebewesen –, aber so grotesk und mißgestaltet, daß sie mehr wie die Zeichnungen eines Kindes auf seiner Tafel aussahen als irgend etwas Natürliches. Die Herren sahen sie nur nachts, wenn sie beim Haus Wache hielten. Das Zeugnis des Mannes, der als erster berichtete, eines gesehen zu haben, lautete, er habe, als er noch im Schatten langsam ums Haus ging, eine Kreatur erblickt, die im Mondlicht auf den Hinterbeinen stand, mit den Vorderfüßen auf einem Fenstersims, und in das Fenster schaute. Sein Körper entsprach ungefähr dem eines Hundes oder Wolfs, so kam es ihm vor, aber er beteuerte auf seine Ehre, daß der Kopf der Kreatur doppelt so groß war, wie er für die Größe des Körpers hätte sein sollen, und so rund wie eine Kugel, während das Gesicht, das sie ihm zuwandte, als sie floh, mehr wie eines aussah, das ein Junge in eine Rübe schnitzt, in die er eine Kerze stecken will, als irgend etwas anderes, das er sich denken könne. Sie flitzte in den Garten. Er schickte einen Pfeil hinterher und dachte, er habe sie getroffen, denn sie stieß ein unirdisches Geheul aus und er konnte seinen Pfeil so wenig finden wie das Biest, obwohl er die gesamte Stelle abgesucht hatte, wo es verschwand. Sie lachten ihn aus, bis er genötigt war, den Mund zu halten, und sagten, er müsse einen zu langen Zug aus dem Bierkrug getan haben. Aber ehe noch zwei Nächte um waren, hatte er jemanden bekommen, der ihm beistand, denn auch der hatte etwas Seltsames gesehen, nur völlig verschieden von dem, was der erste berichtet hatte. Die Beschreibung, die der zweite Mann von der Kreatur gab, die er gesehen hatte, war noch grotesker und unwahrscheinlicher. Beide wurden vom Rest ausgelacht, aber Nacht für Nacht wechselte einer auf ihre Seite, bis schließlich nur noch einer übrig war, der über alle seine Kameraden lachte. Zwei weitere Nächte vergingen und er sah nichts, aber in der dritten kam er aus dem Garten zu den beiden anderen gestürzt, in solcher Aufregung, daß sie behaupteten – denn jetzt waren sie an der Reihe –, der Riemen seines Helms sei durch das Sträuben seiner Haare unter dem Kinn geborsten. Sie rannten mit ihm in den Teil des Gartens, den ich schon beschrieben habe, und sahen dort zwanzig Geschöpfe, von denen sie nicht eines benennen konnten und von denen nicht eins einem anderen glich, gleichzeitig abscheulich und aberwitzig, die im Mondlicht auf dem Rasen heruntollten. Die übernatürliche oder eher unnatürliche Häßlichkeit ihrer Gesichter, die Länge der Beine und Hälse bei manchen, die offenkundige Abwesenheit von beidem oder einem davon bei anderen, ließen die Betrachter, obwohl sie darin übereinstimmten, was sie sahen, dennoch am Beweis ihrer Augen zweifeln – und auch ihrer Ohren; denn die Geräusche, die die Kreaturen machten, waren, obschon nicht laut, so wunderlich und verschiedenartig wie ihre Gestalten und konnten weder als Grunzen noch als Quicken oder Brüllen oder Heulen oder Bellen oder Johlen oder Schreien oder Krächzen oder Miauen oder Zischen oder Kreischen beschrieben werden, sondern nur als etwas, das alles dieses zu einer gräßlichen Dissonanz

vermischte. Indem sie sich im Schatten hielten, hatten die Beobachter ein paar Augenblicke, um sich zu erholen, ehe die scheußliche Versammlung ihre Anwesenheit argwöhnte; aber ganz plötzlich huschten sie gleichzeitig, wie durch gemeinsame Vereinbarung, in die Richtung eines großen Felsens und verschwanden, ehe die Männer so weit zu sich gekommen waren, um daran zu denken, ihnen zu folgen.



Meine Leser werden ahnen, was für Geschöpfe es waren, aber ich werde sie jetzt ausführlich darüber informieren. Sie waren natürlich Haustiere der Kobolde, deren Vorfahren ihre Vorfahren vor vielen Jahrhunderten aus den oberen Regionen des Lichts in die unteren Regionen der Dunkelheit gebracht hatten. Die ursprünglichen Rassen dieser gräßlichen Kreaturen waren ziemlich dieselben wie die Tiere, die man jetzt auf Bauernhöfen und bei Häusern auf dem Land sieht, mit der Ausnahme von ein paar, die wilde Tiere waren, so wie Füchse und auch Wölfe und kleine Bären, welche die Kobolde mit ihrem Hang zur Tierwelt als Junge gefangen und gezähmt hatten. Aber im Laufe der Zeit waren alle sogar stärkeren Veränderungen unterzogen worden als ihre Besitzer. Sie hatten sich – das heißt, ihre Abkömmlinge – zu solchen Kreaturen gewandelt, die ich nur sehr vage zu beschreiben versucht habe, indem die verschiedenen Teile ihrer Körper auf eine anscheinend willkürliche und eigenwillige Weise die ungewöhnlichsten Entwicklungen durchliefen. Tatsächlich überwog jeder eindeutige Typ bei manchen der verblüffenden Resultate so wenig, daß man nur auf die bekannten Tiere als Originale raten konnte, und selbst dann war die verbleibende Ähnlichkeit mehr eine des allgemeinen Ausdrucks als eine von bestimmbarer Form. Was aber die Grauslichkeit zehnfach vergrößerte, war, daß sich durch ständigen häuslichen oder sogar ziemlich familiären Umgang mit den Kobolden ihre Mienen zu grotesker Ähnlichkeit mit den Menschen entwickelt hatten. Niemand versteht Tiere, der nicht

sieht, daß jedes von ihnen, selbst bei den Fischen, wenn auch mit einer unendlich entfernten Undeutlichkeit und Vagheit, dennoch den Menschen andeutet; in diesem Fall war die Ähnlichkeit mit den Menschen erheblich gesteigert; während ihre Besitzer zu ihnen herabgesunken waren, waren sie zu ihnen emporgestiegen. Aber die Bedingungen unterirdischen Lebens waren für beide gleichermaßen unnatürlich; die Kobolde waren schlechter geworden, während die Kreaturen durch die Annäherung nicht besser geworden waren, und das Resultat wäre dem wärmsten Liebhaber der tierischen Natur weit grotesker als tröstlich erschienen. Ich werde jetzt erklären, wie es kam, daß gerade jetzt diese Tiere begannen, sich beim Landhaus des Königs zu zeigen.

Wie Curdie entdeckt hatte, arbeiteten die Kobolde immer weiter – Tag und Nacht in Schichten, um das Vorhaben voranzutreiben, hinter dem er her war. Im Verlauf ihrer Tunnelerei waren sie zu dem Kanal eines kleinen Baches durchgebrochen, aber da sich der Durchbruch über ihm befand, war kein Wasser ausgeflossen, das ihre Arbeit behindert hätte. Manche der Kreaturen, die sich bei ihren Gebieten herumtrieben, wie sie es oft taten, hatten das Loch gefunden und mit der Neugier, die auf Grund der Beschränkungen ihrer unnatürlichen Lebensumstände zur Leidenschaft geworden war, gingen sie daran, den Kanal zu erkunden. Der Bach war derselbe, der bei der Bank herausfloß, auf der Irene und ihr Königspapa gesessen hatten, wie ich berichtet habe, und die Koboldgeschöpfe hatten mächtigen Spaß daran, zu einer Herumtollerei auf einem weichen Rasen herauszukommen, wie sie ihn nie zuvor in ihrem armen, kläglichen Leben gesehen hatten. Aber obwohl sie genug von der Natur ihrer Besitzer angenommen hatten, um sich daran zu erfreuen, die Menschen, denen sie auf dem Berg begegneten, zu plagen und zu erschrecken, waren sie natürlich unfähig zu eigenen Plänen oder dazu, die ihrer Gebiete zu unterstützen.

Als die Soldaten schließlich über die Tatsache der Besuche einiger gräßlicher Kreaturen – ob körperlich oder geisterhaft konnten sie noch nicht sagen – einer Meinung waren, bewachten sie in mehreren Nächten diesen Teil des Gartens, in dem sie sie zuletzt gesehen hatten, mit besonderer Aufmerksamkeit. Allerdings widmeten sie vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit dem Haus. Aber die Geschöpfe waren zu durchtrieben, um leicht gefangen zu werden, und die Aufpasser waren nicht scharfsichtig genug, um die Köpfe oder die scharfen Augen darin wahrzunehmen, die aus der Öffnung, aus der der Bach floß, sie ihrerseits beobachteten, bereit, in dem Moment, in dem sie den Rasen verließen, zu melden, daß die Luft rein war.

## Kapitel 14

### Nachts eine Woche später

Die ganze Woche über hatte Irene fast ständig an ihr Versprechen der alten Dame gegenüber gedacht, obwohl sie selbst jetzt noch nicht ganz sicher war, daß sie nicht geträumt hatte. Konnte es wirklich sein, daß eine alte Dame ganz oben im Haus wohnte, mit Tauben und einem Spinnrad und einer Lampe, die nie ausging? Sie war jedoch nichtsdestoweniger entschlossen, kommenden Freitag die drei Treppen hochzusteigen, durch die Flure mit den vielen Türen zu gehen und zu versuchen, den Turm zu finden, in dem sie ihre Großmutter entweder gesehen oder geträumt hatte.

Ihre Kinderfrau konnte nicht umhin, sich zu fragen, was mit dem Kind los war – sie saß so nachdenklich still da und selbst mitten in einem Spiel mit ihr fiel sie plötzlich in eine träumerische Stimmung. Aber Irene achtete darauf, nichts zu verraten, was für Anstrengungen Lootie auch immer unternahm, ihre Gedanken zu erfahren. Und Lootie hatte sich gesagt: „Was für ein seltsames Kind sie ist!“ und aufgegeben.

Schließlich kam der langersehnte Freitag und damit Lootie sich nicht bewogen fühlte, sie zu beobachten, bemühte sich Irene, so still wie möglich zu bleiben. Am Nachmittag bat sie um ihr Puppenhaus und ordnete eine volle Stunde lang die verschiedenen Räume und ihre Bewohner um und wieder um. Dann stieß sie einen Seufzer aus und warf sich in ihrem Stuhl zurück. Eine der Puppen wollte nicht sitzen und eine andere wollte nicht stehen und alle waren sehr ermüdend. Tatsächlich gab es eine, die sich nicht einmal hinlegen wollte, was zu dumm war. Aber jetzt wurde es dunkel, und je dunkler es wurde, desto aufgeregter wurde Irene und desto mehr hielt sie es für notwendig, gelassen zu sein.

„Du möchtest wohl deine Teemahlzeit, Prinzessin,“ sagte die Kinderfrau; „ich werde sie holen. Im Zimmer ist es stickig; ich werde das Fenster ein bißchen aufmachen. Der Abend ist mild, es wird dir nicht schaden.“

„Das ist nicht zu befürchten, Lootie,“ sagte Irene und wünschte, die Kinderfrau hätte das Teeholen aufgeschoben, bis es dunkler war und sich für ihr Vorhaben eine günstige Gelegenheit bot.

Ich glaube, daß Lootie länger brauchte zurückzukommen, als sie beabsichtigt hatte; denn als Irene, die in Gedanken versunken war, hochschaute, sah sie, daß es fast dunkel war, und erblickte im selben Moment ein grün leuchtendes Augenpaar, das sie durch das offene Fenster anfunktete. Im nächsten Moment sprang etwas ins Zimmer. Es sah wie eine Katze aus, mit Beinen so lang wie die eines Pferdes – sagte Irene –, aber sein Körper war nicht größer und die Beine waren nicht dicker als die einer Katze. Sie war zu verängstigt, um zu schreien, aber nicht zu verängstigt, um von ihrem Stuhl aufzuspringen und aus dem Zimmer zu rennen.

Für jeden meiner Leser ist es offenkundig, was sie hätte machen sollen – und tatsächlich dachte Irene selbst daran, aber als sie zum Fuß der alten Treppe kam, gleich vor der Kinderzimmertür, stellte sie sich vor, wie die Kreatur die langen Treppen hinter ihr hinaufrennen würde – *Treppen, die am Ende vielleicht gar nicht zum Turm führten!* Dieser Gedanke war zu viel. Ihr Mut ließ sie im Stich und indem sie sich von der Treppe

abwandte, eilte sie den Flur entlang, von wo sie, als sie die Eingangstür offen fand, in den Hof flitzte, verfolgt – jedenfalls dachte sie das – von dem Biest. Es traf sich, daß niemand sie sah, und sie rannte weiter, aus Furcht unfähig zu denken und bereit, überall hinzurennen, um dem schrecklichen Geschöpf mit den Stelzenbeinen zu entkommen. Sie wagte nicht, sich umzusehen, und sauste geradewegs aus dem Tor und den Berg hinauf. Es war wirklich töricht – so immer weiter zu rennen, weg von allen, die ihr helfen konnten, als ob sie für das Koboldgeschöpf eine passende Stelle gesucht hätte, wo es sie in aller Ruhe fressen konnte; aber das ist die Art und Weise, wie Angst uns behandelt: sie ergreift immer die Partei der Sache, vor der wir Angst haben.

Die Prinzessin war vom Bergaufrennen außer Atem, aber sie lief weiter, denn sie glaubte die gräßliche Kreatur gleich hinter sich, wobei sie vergaß, daß das Geschöpf, wäre es hinter ihr hergewesen, mit solchen langen Beinen sie längst eingeholt hätte. Schließlich konnte sie nicht weiterrennen und fiel, sogar unfähig zu schreien, am Wegrand nieder, wo sie eine Weile halbtot vor schrecklicher Angst liegenblieb. Als sie aber merkte, daß nichts sie packte, und sie wieder zu Atem kam, wagte sie schließlich, sich halb aufzurichten und sich vorsichtig umzuschauen. Es war jetzt so dunkel, daß sie nichts sehen konnte. Kein einziger Stern leuchtete. Sie konnte nicht einmal sagen, in welcher Richtung das Haus stand, und sie stellte sich die schreckliche Kreatur zwischen ihr und ihrem Zuhause vor, die bereit lag, sie anzuspringen. Sie sah jetzt ein, daß sie sofort die Treppe hätte hinaufrennen sollen. Es war gut, daß sie nicht schrie, denn obwohl seit Wochen nur sehr wenige Kobolde herausgekommen waren, ein vereinzelter Müßiggänger oder zwei hätten sie vielleicht gehört. Sie setzte sich auf einen Stein und niemand, der etwas Falsches gemacht hatte, hätte sich elender fühlen können. Das Versprechen, ihre Großmutter zu besuchen, hatte sie ganz vergessen. Ein Regentropfen fiel ihr ins Gesicht. Sie schaute hoch und für einen Moment wich ihre Angst Erstaunen.



Zuerst dachte sie, der aufgehende Mond habe seinen Platz verlassen und sei nahe herangekommen, um zu sehen, was mit dem kleinen Mädchen los war, das allein, ohne Hut und Mantel, auf dem dunklen, kahlen Berg saß; aber bald sah sie, daß sie sich irrte, denn es fiel kein Licht auf den Boden zu ihren Füßen und nirgends gab es Schatten. Aber eine große silberne Kugel hing in der Luft und als sie auf das herrliche Ding schaute, kehrte ihr Mut zurück. Wenn sie nur erst wieder im Haus wäre, würde sie nichts fürchten, nicht einmal die schreckliche Kreatur mit den langen Beinen! Aber wie sollte sie ihren Weg zurück finden? Was konnte das für ein Licht sein? Konnte es –? Nein, konnte es nicht. Aber was, wenn es – ja – das mußte es sein – die Lampe ihrer Ururgroßmutter, die ihre Tauben durch die dunkelste Nacht nach Hause leitete! Sie sprang auf; sie mußte nur das Licht im Auge behalten und so mußte sie das Haus finden.

Ihr Herz schlug wieder kräftig. Schnell, aber leise ging sie den Berg hinunter, wobei sie hoffte, ungesehen an der lauenden Kreatur vorbeizukommen. Dunkel wie es war, bestand jetzt wenig Gefahr, den falschen Weg zu wählen. Und – was am seltsamsten war – statt daß das Licht, das von der Lampe ihr in die Augen schien, sie für einen Moment vor dem Objekt blendete, auf das ihr Blick fiel, befähigte es sie, es für einen Moment trotz der Dunkelheit zu sehen. Indem sie auf die Lampe schaute und dann die Augen senkte, konnte sie die Straße ein oder zwei Meter weit sehen und das bewahrte sie vor mehreren Stürzen, denn der Weg war sehr uneben. Aber ganz plötzlich verschwand zu ihrer Bestürzung die Lampe und das Entsetzen vor der Bestie, das sie in dem Augenblick verlassen hatte, in dem sie begann zurückzugehen, ergriff wieder ihr Herz. Im selben Moment jedoch erblickte sie das Licht in den Fenstern und wußte genau, wo sie war. Es war zu dunkel, um zu rennen, aber sie eilte, so sehr sie konnte, und erreichte sicher das Tor. Sie fand die Haustür noch offen, rannte durch den Flur und ohne auch nur ins Kinderzimmer zu schauen sprang sie gleich die Treppe hoch und dann die nächste und die nächste; dann wandte sie sich nach rechts, rannte durch den langen Gang mit den stillen Zimmern und fand sofort den Weg zur Tür am Fuß der Turmtreppe.

Als die Kinderfrau sie vermißte, dachte sie erst, Irene spiele ihr einen Streich, und machte sich geraume Zeit keine Sorgen um sie; aber schließlich bekam sie Angst und begann zu suchen; und als die Prinzessin heimkam, suchte schon das ganze Personal sie überall im Haus. Ein paar Sekunden, nachdem sie die Turmtreppe erreicht hatte, begann man sogar, die unbenutzten Zimmer zu durchsuchen, was niemandem eingefallen wäre, wenn man nicht schon jeden anderen Raum, der einem einfallen konnte, vergeblich durchsucht hätte. Aber da klopfte sie bereits an die Tür der alten Dame.

## Kapitel 15

### Gewoben und dann gesponnen

„Komm herein, Irene,“ sagte die silbrige Stimme ihrer Großmutter.

Die Prinzessin öffnete die Tür und spähte hinein. Aber das Zimmer war ganz dunkel und das Geräusch des Spinnrads war nicht zu hören. Sie bekam wieder Angst und dachte, die alte Dame sei, obwohl das Zimmer da war, schließlich doch ein Traum. Jedes kleine Mädchen weiß, wie schrecklich es ist, ein Zimmer leer zu finden, wenn man denkt, jemand sei da, aber Irene mußte für einen Moment glauben, daß die Person, die vorzufinden sie gekommen war, sich nirgends befand. Sie erinnerte sich jedoch, daß die alte Dame nachts nur bei Mondlicht spannt, und schloß, daß dies der Grund sein mußte, weshalb es kein süßes, bienenartiges Summen gab; die alte Dame konnte irgendwo in der Dunkelheit sein. Ehe sie Zeit hatte, einen weiteren Gedanken zu fassen, hörte sie wieder ihre Stimme, die wie zuvor sagte: „Komm herein, Irene.“

Durch den Klang begriff sie sofort, daß sie nicht neben ihr im Zimmer war. Vielleicht war sie in ihrem Schlafzimmer. Sie ging durch den Flur und ertastete ihren Weg bis zur anderen Tür. Als ihre Hand auf das Türschloß fiel, sprach wieder die alte Dame:

„Mach die andere Tür hinter dir zu, Irene. Ich schließe immer die Tür zu meinem Arbeitszimmer, wenn ich in mein Schlafzimmer gehe.“

Irene wunderte sich, daß sie ihre Stimme so deutlich durch die Tür hörte; nachdem sie die andere geschlossen hatte, machte sie die Schlafzimmertür auf und ging hinein. Oh, was für ein entzückender Zufluchtsort nach der Dunkelheit und der Angst, die sie durchgemacht hatte! Das sanfte Licht gab ihr ein Gefühl, als ginge sie mitten in eine milchweiße Perle, während die blauen Wände und ihre silbernen Sterne sie für einen Moment mit der Phantasie verwirrten, daß sie in Wirklichkeit der Himmel waren, den – von Regenwolken verdeckt – sie vor einer Minute draußengelassen hatte.

„Ich habe für dich Feuer gemacht, Irene; du frierst und bist naß,“ sagte ihre Großmutter.

Da schaute Irene wieder hin und sah, daß das, was sie für ein riesiges Bouquet roter Rosen auf einem niedrigen Ständer an der Wand gehalten hatte, tatsächlich ein Feuer war, das in Gestalt der herrlichsten und röttesten Rosen brannte und prachtvoll zwischen den Köpfen und Flügeln zweier Cherubim aus glänzendem Silber glühte. Und als sie näher kam, merkte sie, daß der Duft der Rosen, von dem das Zimmer gefüllt war, von den Feuerrosen im Kamin herrührte. Ihre Großmutter war in den prächtigsten hellblauen Samt gekleidet, über den ihr Haar, nicht mehr weiß, sondern von reicher goldener Farbe, wie ein Katarakt herabströmte, hier in matten, zusammengerafften Strähnen fallend, dort in glatten, glänzenden Mengen herunterstürzend. Und immer wenn sie hinschaute, schien das Haar von ihrem Kopf herabzufließen und in einem goldenen Nebel zu verschwinden, ehe es den Fußboden erreichte. Es floß unter dem Rand eines Reifs aus glänzendem Silber hervor, der abwechselnd mit Perlen und Opalen besetzt war. Auf ihrem Kleid befanden sich keinerlei Ornamente, noch gab es einen Ring an ihrer Hand, noch eine Kette oder ein Schmuckband um ihren Hals. Aber

ihre Schuhe schimmerten mit dem Licht der Milchstraße, denn sie waren über und über mit Staubperlen und Opalen bedeckt. Ihr Gesicht war das einer Frau von dreiundzwanzig.

Die Prinzessin war so fassungslos vor Erstaunen und Bewunderung, daß sie ihr kaum danken konnte, und näherte sich schüchtern, wobei sie sich schmutzig und unbehaglich fühlte. Die Dame saß auf einem niedrigen Stuhl am Feuer mit ausgestreckten Händen, um sie zu fassen, aber die Prinzessin zögerte mit einem gequälten Lächeln.



„Nanu, was ist denn?“ fragte ihre Großmutter. „Du hast nichts Schlimmes gemacht – ich sehe es an deinem Gesicht, obwohl es recht kläglich aussieht. Was ist los, meine Liebe?“

Und sie streckte weiterhin die Arme aus.

„Liebe Großmutter,“ sagte Irene, „ich bin nicht so sicher, daß ich nichts Schlimmes getan habe. Ich hätte sofort zu dir hochrennen sollen, als die langbeinige Katze zum Fenster hereinkam, statt hinaus auf den Berg zu laufen und sich in solch schrecklichen Zustand zu versetzen.“

„Du wurdest überrascht, mein Kind, und es wird dir wahrscheinlich nicht wieder passieren. Nur wenn man etwas Schlimmes vorsätzlich tut, wird man es umso wahrscheinlicher wieder machen. Komm her.“

„Aber Großmutter, du bist so schön und großartig mit deiner Krone! Und ich bin so schmutzig von Matsch und Regen! – Ich würde dein schönes blaues Kleid ganz verderben.“

Mit einem fröhlichen kleinen Lachen sprang die Dame von ihrem Stuhl, viel leichter als es Irene selbst konnte, zog das Kind an die Brust und indem sie das ganze tränennasse Gesicht küßte, setzte sie sich wieder mit Irene auf dem Schoß.

„Ach, Großmutter! Du wirst dich ganz schmutzig machen!“ rief Irene und schmiegte sich an sie.

„Du lieber Schatz! Glaubst du, mein Kleid kümmert mich mehr als mein kleines Mädchen? Außerdem – schau her.“

Während sie sprach, setzte sie Irene ab, die zu ihrer Bestürzung sah, daß das entzückende Kleid mit dem Schmutz von ihrem Sturz auf dem Berg befleckt war. Aber die Dame bückte sich zum Feuer und nahm mit den Fingern eine der brennenden Rosen am Stiel heraus und fuhr damit einmal und noch einmal und ein drittes Mal über ihr Kleid, und als Irene schaute, konnte nicht ein einziger Fleck entdeckt werden.

„So!“ sagte ihre Großmutter, „jetzt hast du nichts dagegen, zu mir zu kommen?“

Aber Irene zögerte wieder und beugte die flammende Rose, die die Dame in der Hand hielt.

„Du hast doch keine Angst vor der Rose – nicht wahr?“ sagte sie im Begriff, sie wieder in den Kamin zu werden.

„Ach, bitte nicht!“ rief Irene. „Möchtest du sie nicht an mein Kleid und an mein Gesicht und meine Hände halten? Und ich fürchte, meine Füße und Knie brauchen sie auch!“

„Nein,“ antwortete ihre Großmutter und lächelte ein bißchen traurig, als sie die Rose von sich warf; „sie ist noch zu heiß für dich. Sie würde *dein* Kleid in Flammen setzen. Außerdem möchte ich dich heute nacht nicht saubermachen. Ich möchte, daß deine Kinderfrau und die übrigen Leute dich so sehen, wie du bist, denn du wirst ihnen erzählen müssen, wie du aus Angst vor der langbeinigen Katze davongerannt bist. Ich würde dich waschen, aber dann würden sie dir nicht glauben. Siehst du die Wanne hinter dir?“

Die Prinzessin blickte sich um und sah eine große ovale Wanne aus Silber, die im Licht der wundervollen Lampe glänzte.

„Schau hinein,“ sagte die Dame.

Irene ging hin und kam sehr still mit leuchtenden Augen zurück.

„Was hast du gesehen?“ fragte ihre Großmutter.

„Den Himmel und den Mond und die Sterne,“ erwiderte sie. „Es sah aus, als wäre kein Boden darin.“

Die Dame lächelte erfreut und zufrieden und war auch für ein Weilchen still. Dann sagte sie:

„Wann immer du ein Bad möchtest, komm zu mir. Ich weiß, daß du jeden Morgen badest, aber manchmal möchtest du auch eins zur Nacht.“

„Danke, Großmutter, das werde ich tun – ganz bestimmt,“ antwortete Irene und schwieg wieder für ein paar Augenblicke des Nachdenkens. Dann sagte sie: „Wie kam es, Großmutter, daß ich deine schöne Lampe gesehen habe – nicht nur ihr Licht, sondern die große, runde, silbrige Lampe selbst, wie sie von allein in der weiten, freien Luft ganz oben hing? Es war doch deine Lampe, was ich gesehen habe – stimmt's?“

„Ja, mein Kind; es war meine Lampe.“

„Wie kam es denn? Ich sehe nirgends ein Fenster.“

„Wenn es mir gefällt, kann ich die Lampe stark durch die Wände scheinen lassen, - so stark, daß sie vor den Augen wegschmelzen und die Lampe sich zeigt, wie du sie gesehen hast. Aber wie ich dir gesagt habe, kann sie nicht jeder sehen.“

„Wie kommt es, daß ich es kann? Das weiß ich wirklich nicht.“

„Es ist eine dir angeborene Gabe. Und eines Tages wird sie hoffentlich jeder haben.“

„Aber wie läßt du sie durch die Wände scheinen?“

„Ah! Das würdest du nicht verstehen, selbst wenn ich noch so sehr versuchen würde, es dir zu erklären. - noch nicht – noch nicht. Aber,“ fügte die Dame hinzu, wobei sie aufstand, „du mußt auf meinem Stuhl sitzen, während ich dir das Geschenk hole, das ich für dich vorbereitet habe. Ich habe dir erzählt, daß mein Spinnen für dich war. Jetzt bin ich fertig und hole dir das Ergebnis. Ich habe es unter einer meiner brütenden Tauben warmgehalten.“

Irene setzte sich auf den niedrigen Stuhl und ihre Großmutter ging hinaus und schloß die Tür hinter sich. Das Kind saß da und schaute jetzt auf das Rosenfeuer, jetzt auf die Sternwände, jetzt auf das Silberlicht, und eine große Ruhe kam über ihr Herz. Wenn alle langbeinigen Katzen der Welt auf sie zugestürzt wären, hätte sie keinen Moment Angst vor ihnen gehabt. Wie das kam, konnte sie nicht sagen – sie wußte nur, daß keine Furcht in ihr war, und alles war so richtig und sicher, daß Furcht sie nicht ergreifen konnte.

Sie hatte ein paar Minuten unverwandt auf die herrliche Lampe geschaut; als sie die Augen abwendete, fand sie, daß die Wand verschwunden war, denn sie blickte hinaus in die dunkle, wolkige Nacht. Aber obwohl sie den Wind blasen hörte, blies nichts von ihm auf sie. Nach einem weiteren Moment teilten sich die Wolken oder verschwanden vielmehr wie die Wand und sie schaute geradewegs auf die Sternherden, die in dem Blau prächtig funkelten. Es war nur für einen Augenblick; die Wand zog sich wieder zusammen und schloß die Wolken aus, und da stand die Dame neben ihr mit dem lieblichsten Lächeln im Gesicht und einem schimmernden Ball in der Hand, ungefähr von der Größe eines Taubeneis.

„Hier, Irene; da ist mein Werk für dich!“ sagte sie und hielt der Prinzessin den Ball hin.

Irene nahm ihn in die Hand und schaute ihn von allen Seiten an. Er glitzerte ein bißchen und glänzte hier und dort, aber nicht viel. Er war von einer Art Grau-Weiß, etwa wie gesponnenes Glas.

„Ist das *alles*, was du gesponnen hast, Großmutter?“ fragte sie.

„Alles, seit du ins Haus gekommen bist. Es ist mehr, als du denkst.“

„Wie hübsch es ist! Bitte, was soll ich damit machen?“

„Das will ich dir jetzt erklären,“ erwiderte die Dame, wandte sich um und ging zu ihrem Schrank.

Sie kam mit einem kleinen Ring in der Hand zurück. Dann nahm sie Irene den Ball aus der Hand und machte etwas mit den beiden Dingen – was, konnte Irene nicht erkennen.

„Gib mir deine Hand,“ sagte ihre Großmutter.

Irene hielt die rechte Hand hoch.

„Ja, das ist die Hand, die ich möchte,“ sagte die Dame und steckte den Ring auf den Zeigefinger.

„Was für ein schöner Ring!“ sagte Irene. „Wie heißt der Stein?“

„Es ist ein Feueropal.“

„Darf ich ihn bitte behalten?“

„Immer.“

„Oh, danke, Großmutter! Er ist hübscher als alles, was ich je gesehen habe, außer den – in allen Farben – in deiner – bitte, ist das deine Krone?“

„Ja, das ist meine Krone. Der Stein in deinem Ring ist von derselben Art – nur nicht so rein. Er ist nur rot, aber meine haben alle Farben, wie du siehst.“

„Ja, Großmutter. Ich werde sehr auf ihn achten! Aber –“ fügte sie zögernd hinzu.

„Was aber?“ fragte ihre Großmutter.

„Was soll ich sagen, wenn Lootie mich fragt, wo ich ihn her habe?“

„Du wirst *sie* fragen, wo du ihn her hast,“ antwortete die Dame lächelnd.

„Ich sehe nicht, wie ich das machen kann.“

„Das wirst du aber.“

„Wenn du es sagst, dann gewiß. Aber weißt du, ich kann nicht so tun, als wüßte ich es nicht.“

„Natürlich nicht. Aber mach dir deswegen keine Sorgen. Du wirst es verstehen, wenn es soweit ist.“

Als sie das sagte, drehte sich die Dame um und warf den kleinen Ball in das Rosenfeuer.

„Ach, Großmutter!“ rief Irene; „ich dachte, du hättest ihn für mich gesponnen.“

„Das habe ich, mein Kind. Und du hast ihn bekommen.“

„Nein; er ist im Feuer verbrannt!“

Die Dame steckte die Hand ins Feuer, holte den Ball heraus, der wie zuvor schimmerte, und hielt ihn ihr entgegen. Irene streckte die Hand aus, um ihn zu greifen, aber die Dame wandte sich um, ging zu ihrem Schrank, öffnete eine Schublade und legte die Kugel hinein.

„Habe ich etwas gemacht, das dich ärgert, Großmutter?“ sagte Irene kläglich.

„Nein, mein Schatz. Aber du mußt verstehen, daß man niemals einem etwas geziemend und richtig schenkt, ohne es zu behalten. Dieser Ball gehört dir.“

„Ach! Ich soll ihn nicht mitnehmen! Du bewahrst ihn für mich auf!“

„Du sollt ihn mitnehmen. Ich habe sein Ende am Ring an deinem Finger befestigt.“

Irene schaute den Ring an. „Ich kann ihn dort nicht sehen, Großmutter,“ sagte sie.

„Fühl ihn – ein bißchen weg vom Ring – in Richtung des Schränkchens,“ sagte die Dame.

„Oh! Ich fühle ihn!“ rief die Prinzessin. „Aber ich kann ihn nicht sehen,“ fügte sie hinzu, indem sie ihre ausgestreckte Hand ganz nahe besah.

„Nein. Der Faden ist zu fein, als daß du ihn sehen kannst. Du kannst ihn nur fühlen. Jetzt kannst du dir vorstellen, wieviel Spinnerei nötig war, obwohl es solch ein kleiner Ball zu sein scheint.“

„Aber wie kann ich ihn gebrauchen, wenn er in deinem Schrank liegt?“

„Das will ich dir erklären. Er würde dir nichts nützen – er würde dir gar nicht gehören, wenn er nicht in meinem Schrank läge. Nun hör zu. Immer wenn du dich in einer Gefahr befindest – zum Beispiel in solcher wie der heute abend –, mußt du deinen Ring abnehmen und ihn unter das Kissen in deinem Bett legen. Dann mußt du deinen Zeigefinger, denselben, der den Ring trug, auf den Faden legen und ihm folgen, wohin auch immer er dich führt.“

„Oh, wie herrlich! Er wird mich zu dir führen, Großmutter!“

„Ja, aber denk daran, daß er dich vielleicht auf einem wirklich sehr langen Umweg zu führen scheint, und du darfst nicht an dem Faden zweifeln. Doch du kannst sicher sein: solange du den Faden hältst, halte ich ihn auch.“

„Das ist sehr erstaunlich!“ sagte Irene nachdenklich. Dann plötzlich, als es ihr bewußt wurde, sprang sie auf und rief: „Ach, Großmutter! Ich habe die ganze Zeit hier auf deinem Stuhl gesessen und du stehst! Ich *bitte* um Verzeihung.“

Die Dame legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte:

„Setz dich wieder, Irene. Nichts erfreut mich mehr als zu sehen, wie jemand auf meinem Stuhl sitzt. Ich bin nur zu froh, solange zu stehen, wie jemand auf ihm sitzen will.“

„Das ist sehr nett von dir!“ sagte die Prinzessin und setzte sich wieder.

„Es macht mich glücklich,“ sagte die Dame.

„Aber,“ sagte Irene, immer noch verwirrt, „würde der Faden nicht in jemandes Weg geraten und zerrissen werden, wenn das eine Ende an meinem Ring festgemacht ist und das andere in deinem Schrank liegt?“

„Du wirst finden, daß sich alles von selbst regelt. Ich fürchte, es ist an der Zeit für dich zu gehen.“

„Darf ich nicht bleiben und bei dir schlafen, Großmutter?“

„Nein, nicht heute nacht. Wenn ich gewollt hätte, daß du heute nacht hierbleibst, hätte ich dich ein Bad nehmen lassen sollen; aber du weißt, daß jeder im Haus deinetwegen voll Kummer ist, und es wäre grausam, sie die ganze Nacht in dem Zustand zu lassen. Du mußt hinuntergehen.“

„Ich bin so froh, Großmutter, daß du nicht gesagt hast ‚geh nach Hause‘, denn dies hier ist mein Zuhause. Darf ich es nicht mein Zuhause nennen?“

„Das darfst du, mein Kind. Und ich glaube, du wirst es immer als dein Zuhause empfinden. Nun komm, ich muß dich zurückbringen, ohne daß dich jemand sieht.“

„Bitte, ich möchte dich noch etwas fragen,“ sagte Irene. „Siehst du so jung aus, weil du deine Krone aufhast?“

„Nein, Kind,“ erwiderte ihre Großmutter; „ich habe mich heute so jung gefühlt, daß ich meine Krone aufgesetzt habe. Und ich habe gedacht, daß du deine alte Großmutter gern in ihren besten Kleidern sehen wolltest.“

„Warum nennst du dich alt? Du bist nicht alt, Großmutter.“

„Ich bin wirklich sehr alt. Es ist so albern von den Leuten – ich meine nicht dich, denn du bist so winzig und kannst es nicht besser wissen –, es ist so albern von den Leuten zu glauben, daß hohes Alter krumme Rücken und Welkheit und Kraftlosigkeit und Stöcke und Brillen und Rheumatismus und Vergeßlichkeit bedeutet! Es ist so dumm! Alter hat überhaupt nichts mit all dem zu tun. Das wirkliche Alter bedeutet Kraft und Schönheit und Heiterkeit und Mut und klare Augen und starke schmerzfreie Glieder. Ich bin älter, als du dir denken kannst und –“

„Und sieh dich nur an, Großmutter!“ rief Irene, wobei sie aufsprang und die Arme um ihren Hals schlang. „Ich werde nicht wieder so albern sein, verspreche ich dir. Wenigstens – ich habe ein bißchen Angst, das zu versprechen – aber falls ich albern bin, verspreche ich, daß es mir leid tut – das mache ich. Ich wünschte, ich würde so alt wie du, Großmutter. Ich glaube nicht, daß du jemals Angst vor irgend etwas hast.“

„Jedenfalls nicht lange, mein Kind. Vielleicht wenn ich zweitausend Jahre alt bin, werde ich tatsächlich niemals vor etwas Angst haben. Aber ich gebe zu, daß ich manchmal Angst um meine Kinder habe – manchmal um dich, Irene.“

„Ach, das tut mir *so* leid, Großmutter! Ich nehme an, daß du heute abend meinst.“

„Ja – ein bißchen heute abend; aber ziemlich viel, als du beinahe beschlossen hattest, ich sei ein Traum und keine echte Ururgroßmutter. Du darfst nicht annehmen, daß ich dir daraus einen Vorwurf mache. Ich vermute, daß du nicht dafür konntest.“

„Ich weiß nicht, Großmutter,“ sagte die Prinzessin und fing an zu weinen. „Ich kann nicht einmal immer tun, was ich möchte. Und ich versuche es nicht immer. Jedenfalls tut es mit sehr leid.“

Die Dame bückte sich, hob sie in ihre Arme und setzte sich mit ihr auf den Stuhl und hielt sie eng an ihre Brust gedrückt. Nach ein paar Minuten hatte sich die Prinzessin in den Schlaf geschluchzt. Wie lange sie schlief, weiß ich nicht. Als sie zu sich kam, saß sie auf ihrem eigenen Stuhl am Kinderzimmertisch mit dem Puppenhaus vor ihr.

## Kapitel 16

### Der Ring

Im selben Moment kam ihre Kinderfrau schluchzend ins Zimmer. Als sie Irene dort sitzen sah, fuhr sie mit einem lauten Ruf des Erstaunens und der Freude zurück. Dann rannte sie zu ihr hin, schloß sie in die Arme und bedeckte sie mit Küssen.

„Mein Schatz, meine süße Prinzessin! Wo bist du gewesen? Was ist mit dir passiert? Wir haben uns alle die Augen ausgeweint und das Haus von oben bis unten nach dir durchsucht.“

„Nicht von ganz oben,“ dachte Irene und sie hätte vielleicht hinzufügen können: „Nicht bis ganz unten“, wenn sie alles gewußt hätte. Aber das eine wollte sie nicht und das andere konnte sie nicht sagen.

„Ach, Lootie! Ich hatte solch ein schreckliches Abenteuer!“ entgegnete sie und erzählte ihr alles von der Katze mit den langen Beinen und wie sie hinaus auf den Berg gerannt und wieder zurückgekommen war. Aber sie sagte nichts von ihrer Großmutter oder deren Lampe.

„Und da haben wir mehr als anderthalb Stunden im ganzen Haus nach dir gesucht!“ rief die Kinderfrau.

„Doch das spielt keine Rolle, jetzt wo wir dich wiederhaben! Aber, Prinzessin, ich muß sagen,“ fügte sie hinzu, wobei sich ihr Ton änderte, „was du hättest tun sollen, war, nach deiner Lootie zu rufen, damit sie kommt und dir hilft, statt auf diese wilde, ich muß sagen törichte Weise aus dem Haus und auf den Berg zu rennen.“

„Aber Lootie,“ sagte Irene ruhig, „wenn eine große Katze, ganz aus Beinen bestehend, auf dich zurennt, würdest du vielleicht nicht genau wissen, was in diesem Moment am klügsten zu tun ist.“

„Ich würde jedenfalls nicht auf den Berg laufen,“ erwiderte Lootie.

„Ja, wenn du Zeit hast, darüber nachzudenken. Aber als neulich nacht auf dem Berg diese Kreaturen auf dich losgingen, hattest du selber soviel Angst, daß du den Heimweg nicht gefunden hast.“

Dies machte Looties Vorwürfen ein Ende. Sie wollte gerade sagen, daß die langbeinige Katze eine Zwielflicht-Phantasie der Prinzessin gewesen sein müsse, aber die Erinnerung an die Schrecken jener Nacht und an die Standpauke, die ihr in der Folge der König gehalten hatte, bewahrte sie davor zu sagen, was sie schließlich selbst kaum glaubte – daß sie den starken Verdacht hatte, die Katze sei ein Kobold gewesen, denn sie wußte nichts von dem Unterschied zwischen den Kobolden und ihren Kreaturen; sie hielt einfach alle für Kobolde.

Ohne ein weiteres Wort holte sie frischen Tee und Brot und Butter für die Prinzessin. Bevor sie zurückkam, platzten sämtliche Hausbewohner, angeführt von der Haushälterin, ins Kinderzimmer, um über ihren Liebling zu jubeln. Die Soldaten folgten und waren durchaus bereit, alles zu glauben, was sie ihnen von der langbeinigen Katze erzählte. Tatsächlich erinnerten sie sich mit nicht wenig Grausen an genau solch eine Kreatur unter denen, die sie beim Herumtollen auf dem Rasen der Prinzessin überrascht hatten, obschon sie klug genug waren, nichts davon zu erzählen. Im Grunde ihres Herzens machten sie sich Vorwürfe, daß sie nicht besser Wache gehalten hatten. Und ihr Hauptmann befahl, von dieser Nacht an die Haustür und alle

Fenster im Erdgeschoß sofort zu verriegeln, wenn die Sonne unterging, und niemals, unter welchem Vorwand auch immer, zu öffnen. Die Soldaten verdoppelten ihre Wachsamkeit und für geraume Zeit gab es keinen weiteren Grund zur Besorgnis.

Als die Prinzessin am nächsten Morgen aufwachte, beugte sich ihre Kinderfrau über sie.

„Wie dein Ring heute morgen glüht, Prinzessin! – Ganz wie eine feurige Rose!“ sagte sie.

„Macht er das, Lootie?“ erwiderte Irene. „Wer hat mir den Ring gegeben, Lootie? Ich weiß, ich habe ihn schon lange, aber woher habe ich ihn? Ich erinnere mich nicht.“

„Ich glaube, es muß deine Mutter gewesen sein, die ihn dir gegeben hat, Prinzessin; aber wirklich, so lange wie du ihn trägst, erinnere ich mich nicht, jemals davon gehört zu haben,“ antwortete ihre Kinderfrau.

„Ich werde meinen Königspapa fragen, wenn er das nächste Mal kommt,“ sagte Irene.

## Kapitel 17

### Frühling

Der Frühling, von allen Geschöpfen, jung und alt, so wertgeschätzt, kam schließlich und noch ehe seine ersten paar Tage vorbei waren, ritt der König durch die erblühenden Täler, um seine kleine Tochter zu sehen. Er hatte den ganzen Winter in einem fernegelegenen Teil seines Reiches verbracht, denn er pflegte nicht die Gewohnheit, in nur einer großen Stadt zu verweilen oder nur seine Lieblingslandhäuser zu besuchen, sondern er zog von Ort zu Ort, damit sein ganzes Volk ihn kennenlernte. Wohin er auch reiste, hielt er ständig Ausschau nach den fähigsten und besten Männern, um sie in seinen Dienst zu nehmen, und wann immer er fand, einen Mißgriff getan zu haben und daß diejenigen, die er ernannt hatte, unfähig oder ungerecht waren, entließ er sie sofort. Daraus seht ihr, daß es die Sorge um sein Volk war, die ihn davon abhielt, seine Prinzessin so oft zu besuchen, wie er gewollt hätte. Ihr fragt euch vielleicht, warum er sie nicht mitnahm, aber es gab gute Gründe dagegen und ich vermute, ihre Urgroßmutter war wesentlich daran beteiligt, es zu verhindern. Abermals hörte Irene das Hornsignal und abermals war sie am Tor, um ihren Vater zu empfangen, als er auf seinem großen weißen Pferd heranritt.

Nachdem sie ein Weilchen allein gewesen waren, fiel ihr ein, was sie beschlossen hatte, ihn zu fragen.

„Bitte, Königspapa,“ sagte sie, „erzählst du mir, wo ich diesen schönen Ring her habe? Ich kann mich nicht erinnern.“

Der König schaute ihn an. Ein seltsames schönes Lächeln breitete sich wie Sonnenschein über sein Gesicht aus und ein antwortendes, aber gleichzeitig fragendes Lächeln breitete sich wie Mondschein über Irenes Gesicht aus.

„Er gehörte einst deiner Königinmama,“ sagte er.

„Und warum gehört er ihr jetzt nicht?“ fragte Irene.

„Sie braucht ihn jetzt nicht,“ sagte der König und sah ernst aus.

„Warum braucht sie ihn jetzt nicht?“

„Weil sie dort hingegangen ist, wo alle diese Ringe gemacht werden.“

„Und wann werde ich sie sehen?“ fragte die Prinzessin.

„Nicht für geraume Zeit,“ antwortete der König und Tränen traten ihm in die Augen.

Irene erinnerte sich nicht an ihre Mutter und wußte nicht, warum ihr Vater so aussah und warum ihm die Tränen in die Augen traten; aber sie legte die Arme um seinen Hals und küßte ihn und stellte keine weiteren Fragen.

Der König war sehr beunruhigt, als er den Bericht der Soldaten von den Kreaturen hörte, die sie gesehen hatten, und ich vermute, er hätte Irene noch am selben Tag mitgenommen, wenn ihm nicht das Vorhandensein des Rings an ihrem Finger etwas versichert hätte. Ungefähr eine Stunde, bevor er wegritt, sah Irene ihn die alte Treppe hinaufgehen, und er kam nicht wieder herunter, bis man gerade bereit zum Aufbruch war; und

sie dachte bei sich, daß er oben die alte Dame besucht hatte. Als er fortging, ließ er weitere sechs Herren zurück, damit immer sechs von ihnen Wache hielten.

Und jetzt war Irene bei dem herrlichen Frühlingswetter den größten Teil des Tages draußen auf dem Berg. In den wärmeren Bodensenken wuchsen entzückende Primeln, wenn auch nicht so viele, daß sie jemals ihrer überdrüssig wurde. Immer wenn sie eine neue sah, die in der blütenlosen Erde ein Auge öffnete, klatschte sie vor Freude in die Hände, und anders als manche Kinder, die ich kenne, zog sie nicht daran, sondern berührte sie zart, als wäre sie ein neues Baby, und wenn sie ihre Bekanntschaft gemacht hatte, ließ sie sie so glücklich zurück, wie sie sie gefunden hatte. Sie behandelte die Pflanzen, auf denen die Blüten wuchsen, wie Vogelnester; jede neue Blume war für sie wie ein neuer kleiner Vogel. Sie besuchte alle Blumennester, die sie kannte, und erinnerte sich an jede einzelne. Sie ließ sich neben einem auf Hände und Knie nieder und sagte: „Guten Morgen! Duftest du heute morgen besonders süß? Auf Wiedersehen!“ Und dann ging sie zu einem anderen Nest und sagte dasselbe. Es war ein Lieblingsvergnügen für sie. Es gab viele Blumen oben und unten und sie liebte alle, aber die Primeln waren ihre Favoriten.



„Sie sind nicht zu scheu und kein bißchen naseweis,“ sagte sie zu Lootie.

Es gab auch Ziegen auf dem Berg und wenn die kleinen Zicklein kamen, freute Irene sich über sie wie über die Blumen. Die Ziegen gehörten überwiegend den Bergarbeitern – Curdies Mutter besaß einige –, aber es gab eine Menge wilde, die niemandem zu gehören schienen. Diese nahmen die Kobolde für sich in Anspruch und lebten teilweise von ihnen. Sie legten Schlingen und gruben Fallen für sie und hatten keine Skrupel, die

zahmen zu nehmen, die zufällig gefangen wurden; aber sie versuchten nicht, sie auf andere Weise zu stehlen, weil sie Angst vor den Hunden hatten, die die Bergbewohner hielten, um die Ziegen zu bewachen, denn die gewitzten Hunde versuchten immer, die Kobolde in die Füße zu beißen. Aber die Kobolde hatten eine eigene Art von Schafen – sehr seltsame Geschöpfe, die sie nachts zum Weiden nach draußen trieben, und die anderen Koboldkreaturen waren klug genug, sie gut zu bewachen, denn sie wußten, daß sie irgendwann ihre Knochen erhielten.

## Kapitel 18

### Curdies Faden

Curdie war so wachsam wie eh und je, hatte aber bald die Nase voll von seiner Erfolglosigkeit. Ungefähr jede zweite Nacht folgte er den Kobolden, wie sie fortfuhren zu graben und und zu bohren, und kam ihnen so nahe, wie er konnte, indem er sie hinter Steinen und Felsen versteckt beobachtete, aber er schien bis jetzt der Entdeckung, was sie beabsichtigten, nicht näher zu kommen. Wie zu Anfang hielt er immer das Ende seines Bindfadens fest, während seine Spitzhacke, die er vor dem Loch gelassen hatte, durch das er von der Mine aus in das Koboldreich gelangte, weiterhin als Anker und Befestigung des anderen Fadenendes diente. Die Kobolde, die in diesem Bereich keinen Lärm mehr vernahmen, hatten aufgehört, eine unmittelbare Invasion zu befürchten, und hielten keine Wache.

Eines nachts, nach sich verstecken und lauschen, bis er vor Müdigkeit fast einschlief, begann er sein Knäuel aufzurollen, denn er hatte beschlossen, nach Hause ins Bett zu gehen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis er sich verunsichert fühlte. Er kam an einer Koboldwohnung, d.h. Höhle, nach der anderen vorbei, belegt von Koboldfamilien, und war sich schließlich sicher, daß es viel mehr waren, als er auf dem Hinweg passiert hatte. Er mußte große Vorsicht walten lassen, um ungesehen vorbeizugelangen – sie lagen so dicht beieinander. Konnte ihn sein Bindfaden fehlgeleitet haben? Er folgte ihm weiter, ihn aufwickelnd, und immer noch führte er Curdie zu weiteren dicht bewohnten Quartieren, bis der ganz besorgt und beklommen war; denn obwohl er keine Angst vor den Kobbeln hatte, befürchtete er, nicht den Weg nach draußen zu finden. Doch was konnte er tun? Es hatte keinen Sinn, sich hinzusetzen und auf den Morgen zu warten – hier machte der Morgen keinen Unterschied. Es war dunkel und blieb immer dunkel, und wenn sein Faden ihn im Stich ließ, war er hilflos. Er könnte sogar bis auf einen Meter ans Bergwerk herankommen und es nie bemerken. Da er einsah, daß er nichts Besseres tun konnte, wollte er wenigstens herausfinden, wo das Ende seines Fadens war und, wenn möglich, wie es dazu kam, ihm solchen Streich zu spielen. Er wußte durch die Größe des Knäuels, daß er ziemlich dicht an dessen letztes Stück kam, als er begann, ein Ziehen und Zerren an ihm zu bemerken. Was konnte das bedeuten? Als er um eine scharfe Kurve bog, dachte er, er höre seltsame Laute. Als er weiterging, wuchsen sie zu eine Scharren, Knurren und Quieken an und der Lärm verstärkte sich, bis sich Curdie nach einer weiteren scharfen Kurve mittendrin befand, und im selben Moment stolperte er über eine sich herumwälzende Menge, die, wie er erkannte, ein Knäuel der Kobbelkreaturen sein mußte. Bevor er wieder auf die Füße kam, hatte er ein paar große Kratzer im Gesicht und mehrere tiefe Bißwunden in Armen und Beinen. Doch als er herumkrabbelte, um hochzukommen, fiel seine Hand auf die Spitzhacke und ehe die scheußlichen Biester ihm ernsthaften Schaden zufügen konnten, schlug er mit ihr nach rechts und links in die Dunkelheit hinein. Die gräßlichen Schreie, die folgten, gaben ihm die Genugtuung zu wissen, daß er manche recht empfindlich für ihre Roheit bestraft hatte, und von ihrem Herumhüpfen und dem leiser werdenden Geheul merkte er, daß er ihnen eine große Niederlage zugefügt hatte. Er stand eine Weile da und wog seine



Streitaxt in der Hand, als ob sie der kostbarste Klumpen Metall wäre – aber selbst kein Klumpen Gold hätte jetzt so kostbar sein können wie dieses gewöhnliche Werkzeug –, dann löste er von ihr das Fadenende, steckte das Knäuel in die Tasche und dachte nach. Es war klar, daß die Kreaturen der Kobbeln seine Axt gefunden, gemeinsam fortgeschleppt und ihn so, er wußte nicht wohin, geführt hatten. Aber bei allem Überlegen konnte er nicht sagen, was er tun sollte, bis er plötzlich in der Ferne einen Lichtschein wahrnahm. Ohne einen Augenblick zu zögern machte er sich dorthin auf, so schnell es der unbekannte und rauhe Weg erlaubte. Als er wieder, geführt von dem matten Licht, um eine Ecke bog, entdeckte er etwas ganz Neues in seiner Kenntnis der unterirdischen Regionen – eine kleine unregelmäßige Form von etwas Leuchtendem. Als er hinging, fand er, daß es ein Stück Glimmer oder Muskovitglas war, in Schottland Schafsilber genannt, und das Licht flackerte wie von einem dahinter brennenden Feuer. Nachdem er eine Weile vergeblich versucht hatte, einen Eingang zu der Stelle zu finden, wo es brannte, kam er schließlich zu einer kleinen Kammer, in der eine Öffnung hoch oben in der Wand einen Lichtschein hinter ihr zeigte. Es gelang ihm, zu der Öffnung hochzuklettern, und dann bot sich ihm ein seltsamer Anblick.

Unten saß eine kleine Gruppe Kobolde um ein Feuer, dessen Rauch in der Dunkelheit weit hoch oben verschwand. Die Seiten der Höhle waren voll von glänzenden Mineralien wie in der Palasthalle, und die Gruppe gehörte offenbar zu einer höheren Klasse, denn alle trugen am Kopf oder an den Armen oder der Taille Schmucksteine, die im Licht des Feuers matt mit prächtigen Farben leuchteten. Curdie hatte nur kurz hingeschaut, als er den König erkannte und begriff, daß er den Weg in die innere Wohnung der königlichen

Familie gefunden hatte. Eine solche Gelegenheit, etwas zu erlauschen, hatte er nie zuvor gehabt. Er kroch so sacht er konnte durch das Loch, kletterte ein Stück die Wand hinunter zu ihnen, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, dann setzte er sich hin und lauschte. Der König, offenbar die Königin und wahrscheinlich der Kronprinz und der Premierminister unterhielten sich. Curdie war sich bezüglich der Königin wegen ihrer Schuhe sicher, denn als sie die Füße am Feuer wärmte, sah er sie ganz deutlich.

„Das wird ein Spaß!“ sagte der, den Curdie für den Kronprinzen hielt.

Es war der erste vollständige Satz, den er hörte.

„Ich verstehe nicht, warum du das für eine so große Sache hältst!“ sagte seine Stiefmutter und warf den Kopf zurück.

„Du darfst nicht vergessen, Gemahlin,“ warf der König ein, als wollte er seinen Sohn entschuldigen, „in ihm fließt dasselbe Blut. Seine Mutter –“

„Komm mir nicht mit seiner Mutter! Du unterstützt geradezu seine unnatürlichen Grillen. Was immer zu dieser Mutter gehört, sollte aus ihm herausgeschnitten werden.“

„Du vergißt dich, meine Liebe!“ sagte der König.

„Ich vergesse mich nicht,“ sagte die Königin, „und auch dich nicht. Wenn du erwartest, daß ich solche vulgären Neigungen billige, bist du auf dem Holzweg. *Ich* trage nicht umsonst Schuhe.“

„Du mußt aber zugeben,“ sagte der König mit einem kleinen Seufzer, „daß dies wenigstens keine Marotte von Hasenscharte ist, sondern eine staatspolitische Angelegenheit. Du weißt sehr gut, daß seine Genugtuung einzig durch die Freude über seine Selbstaufopferung für das Gemeinwohl erfolgt. Ist es nicht so, Hasenscharte?“

„Ja, Vater, natürlich ist es so. Aber es *wird* hübsch ein, sie zum Weinen zu bringen. Ich werde die Haut zwischen ihren Zehen abziehen lassen und sie zusammenbinden, bis sie miteinander verwachsen. Dann werden ihre Füße wie die anderer Leute sein und es wird keine Veranlassung für sie geben, Schuhe zu tragen.“

„Willst du damit andeuten, daß ich Zehen habe, du abscheulicher Halunke?“ schrie die Königin und ging wütend auf Hasenscharte los. Der Ratsherr jedoch, der zwischen ihnen saß, beugte sich vor, als wolle er verhindern, daß sie ihn anrührte, aber er tat es nur, um den Prinzen anzureden.

„Eure Königliche Hoheit,“ sagte er, „bedarf möglicher Weise der Erinnerung daran, daß Ihr selbst drei Zehen besitzt – einen an einem Fuß und zwei am anderen.“ „Ha! Ha! Ha!“ rief die Königin triumphierend.

Der Ratsherr, von diesem Zeichen der Gunst ermutigt, fuhr fort:

„Mich deucht, Königliche Hoheit, es würde Euch mächtig bei Euren zukünftigen Untertanen beliebt machen, wenn Ihr ihnen beweist, daß Ihr in nicht geringerem Maße einer von ihnen seid, obwohl Ihr das Unglück hattet, von einer Sonnenmutter geboren zu werden, indem Ihr Euch selbst der vergleichsweise geringfügigen Operation unterzieht, die Ihr so klug bezüglich Eurer zukünftigen Prinzessin erwägt.“

„Ha! Ha! Ha!“ lachte die Königin lauter als zuvor und der König und der Minister stimmten in das Lachen ein. Hasenscharte knurrte und die anderen fuhren ein Weilchen fort, ihr Vergnügen an seinem Unbehagen zu zeigen.

Die Königin war die einzige Person, die Curdie mit einiger Deutlichkeit sehen konnte. Sie saß seitlich von ihm und das Licht des Feuers fiel voll auf ihr Gesicht. Er konnte sie nicht schön finden. Ihre Nase war zweifellos am Ende breiter als sie lang war, und ihre Augen waren statt horizontal wie zwei aufrecht stehende Eier angeordnet, das eine auf der breiten Seite stehend, das andere auf der schmalen. Ihr Mund war nicht größer als ein kleines Knopfloch, bis sie lachte; dann erstreckte er sich von Ohr zu Ohr – die Ohren saßen allerdings beinahe mitten auf den Wangen.

Begierig zu hören, was sie sagten, wagte Curdie, ein glattes Stück des Felsens direkt unter ihm bis zu einem Vorsprung hinunterzurutschen, auf dem er sitzen wollte. Aber ob er nicht vorsichtig genug war oder ob der Vorsprung nachgab, herunter kam er in einem Rutsch auf den Boden der Höhle und brachte einen großen polternden Hagel Steine mit.



Die Kobolde sprangen mehr verärgert als konsterniert von ihren Sitzen auf, denn ihnen war noch nie etwas Beängstigendes im Palast begegnet. Als sie aber Curdie mit seiner Spitzhacke in der Hand sahen, vermischte sich ihre Wut mit Furcht, denn sie hielten ihn für den ersten von Bergarbeiterinvasoren. Nichtsdestoweniger richtete sich der König zu seiner vollen Größe von einem Meter zwanzig auf, spreizte sich zu seiner vollen Breite von einem Meter, denn er war der stattlichste und quadratischste aller Kobolde, stolzierte auf Curdie zu, pflanzte sich vor ihm breitbeinig auf und sagte würdevoll:

„Bitte, mit welchem Recht bist du in meinem Palast?“

„Mit dem Recht der Not, Majestät,“ antwortete Curdie. „Ich habe mich verirrt und wußte nicht, wohin ich gelange.“

„Wie bist du hereingekommen?“

„Durch ein Loch im Berg.“

„Aber du bist ein Bergarbeiter! Schau dir nur deine Spitzhacke an!“

Curdie schaute sie an und sagte:

„Ich habe sie nicht weit von hier auf dem Boden liegend gefunden. Ich bin über ein paar wilde Tiere gestolpert, die mit ihr gespielt haben. Seht nur, Majestät.“ Und Curdie zeigte ihm, wie sehr er gekratzt und gebissen worden war.

Der König war erfreut, daß Curdie sich höflicher betrug, als er nach den Erzählungen seiner Leute über die Bergarbeiter erwartet hatte, denn er schrieb es der Macht seiner Ausstrahlung zu; aber deshalb war er dem Eindringling noch lange nicht freundlich gesonnen.

„Du wirst mir den Gefallen tun, dich sofort aus meinem Herrschaftsbereich zu begeben,“ sagte er, wohl wissend, welche Verhöhnung in den Worten lag.

„Mit Vergnügen, wenn Eure Majestät mir einen Führer geben will,“ sagte Curdie.

„Ich will dir tausend geben,“ sagte der König mit einer spöttischen Miene überwältigender Großzügigkeit.

„Einer wird völlig genügen,“ sagte Curdie.

Aber der König stieß einen seltsamen Ruf aus, halb „hallo!“, halb Brüllen, und herein stürzten Kobolde, bis die Höhle von ihnen wimmelte. Er sagte etwas zu dem ersten, was Curdie nicht hören konnte, und es wurde von einem zum anderen weitergegeben, bis es der letzte in der Menge offenbar gehört und verstanden hatte. Sie fingen an, sich auf eine Weise um Curdie zu scharen, die ihm nicht gefiel, und er zog sich in Richtung der Wand zurück. Sie drängten gegen ihn.

„Zurück,“ sagte Curdie und faßte seine Spitzhacke beim Knie fester.

Sie grinsten nur und drängten dichter heran. Curdie überlegte kurz und begann zu reimen.

*Zehn, zwanzig, dreißig –  
ihr seid alle schweißig!  
Zwanzig, dreißig, vierzig –  
ihr seid so dick und knürzig!*

*Dreißig, vierzig, fünfzig –  
nun reimt sich nichts vernünftig!  
Vierzig, fünfzig, sechzig –  
Tier-Mensch-Mix spricht krächzig!*

*Fünfzig, sechzig, siebzig –  
Mischmasch ganz beliebig!  
Sechzig, siebzig, achtzig –  
graue Backen prachtzig!*

*Siebzig, achtzig, neunzig –  
die Hände hart und räunzig!  
Achtzig, neunzig, hundert –  
solch Häßlichkeit vewundert!*

Die Kobolde wichen ein bißchen zurück, als er anfing, und schnitten die ganze Reimerei hindurch schreckliche Grimassen, als äßen sie etwas so Widerliches, daß es ihnen durch Mark und Bein ging und Gänsehaut verursachte; aber ob es daran lag, daß die Reimwörter meistens gar keine richtigen Wörter waren (da ein neuer Reim für wirkungsvoller gehalten wurde, hatte Curdie die Verse spontan gemacht), oder ob die Anwesenheit des Königs und der Königin ihnen Mut verlieh, kann ich nicht sagen; aber sobald die Verse zu Ende waren, bedrängten ihn die Kobolde wieder und hundert lange Arme mit einer Vielzahl dicker, nagelloser Finger an den Enden schossen vor, um ihn zu packen. Da hob Curdie die Spitzhacke. Aber weil er so sanftmütig wie tapfer war und keinen von ihnen töten wollte, drehte er die Hacke auf das Ende, das eckig und stumpf wie ein Hammer war, und führte damit einen heftigen Schlag auf den Kopf des ihm am nächsten stehenden Kobolds. Hart wie die Köpfe aller Kobolde sind, mußte er es dennoch gespürt haben, dachte Curdie. Und so war es, kein Zweifel. Aber er stieß nur einen gräßlichen Schrei aus und sprang Curdie an die Kehle. Der wich jedoch rechtzeitig zurück und erinnerte sich in genau diesem kritischen Moment auf den verletzlichen Teil des Koboldkörpers. Er stürzte sich plötzlich auf den König und stampfte mit aller Kraft auf die Füße Seiner Majestät. Der König stieß ein höchst unkönigliches Geheul aus und fiel beinahe ins Feuer. Dann stürmte Curdie in die Menge und stampfte rechts und links. Die Kobolde wichen zurück und heulten auf allen Seiten, als er näherkam, aber sie drängten sich so dicht, daß nur wenige von denen, die er attackierte, seinen Tritten entkamen; und das Kreischen und Brüllen, das die Halle erfüllte, hätte Curdie entsetzt, wenn es ihm nicht große Hoffnung gemacht hätte. In ihrem Eifer, aus der Höhle zu fliehen, fielen sie in Haufen übereinander, als ihm plötzlich ein ein neuer Angreifer entgegentrat – die Königin, mit glühenden Augen und geblähten Nüstern, mit Haaren, die halb vom Kopf abstanden, stürzte auf ihn zu. Sie vertraute ihren Schuhen: sie waren aus Granit – ausgehöhlt wie französische Holzschuhe. Curdie hätte unter einer Frau viel eher gelitten als ihr wehzutun, selbst wenn sie ein Kobold war, aber hier war es eine Sache von Leben und Tod: er vergaß ihre Schuhe und trat ihr heftig auf einen ihrer Füße. Aber sie zahlte es ihm sofort heim mit völlig anderer Wirkung, indem sie ihm einen schrecklichen Schmerz zufügte und ihn beinahe kampfunfähig machte. Seine einzige Chance gegen sie wäre der Angriff mit seiner Spitzhacke auf ihre Schuhe gewesen, aber ehe er daran denken konnte, hatte sie ihn fest in die Arme geschlossen und eilte mit ihm durch die Höhle. Sie schleuderte ihn durch ein Loch in der Wand mit solcher Kraft, daß es ihn fast betäubte. Aber obwohl er sich nicht bewegen konnte, war er nicht so weit hinüber, daß er nicht ihren lauten Schrei und das Herbeihasten einer Vielzahl weicher Füße hörte, gefolgt von den Geräuschen, mit denen etwas gegen den Felsen gewuchtet wurde; dann erfolgte ein vielfaches Geprassel von Steinen, die neben ihm herabfielen. Dies hatte noch nicht aufgehört, als ihm ganz schwummerig wurde, denn sein Kopf hatte eine schlimme Schnittwunde, und schließlich wurde er ohnmächtig.

Als er zu sich kam, herrschte um ihn herum absolute Stille und äußerste Dunkelheit bis auf einen ganz schwachen Schimmer an einer winzigen Stelle. Er kroch zu ihr und fand, daß man eine Platte vor die Öffnung der Höhle geschoben hatte, an deren Rand vorbei ein dürftiger kleiner Lichtschein den Weg vom Feuer gefunden hatte. Curdie konnte die Platte um keine Haaresbreite bewegen, denn man hatte einen großen

Haufen Steine gegen sie aufgeschichtet. Er kroch dorthin zurück, wo er gelegen hatte, in der Hoffnung, seine Spitzhacke zu finden. Aber nach vergeblichem Suchen war er schließlich genötigt, sich einzugestehen, daß er sich in einer üblen Lage befand. Er setzte sich hin und versuchte nachzudenken, war aber bald fest eingeschlafen.

## Kapitel 19

### Kobold-Überlegungen

Er mußte lange geschlafen haben, denn als er aufwachte, fühlte er sich wunderbar erholt – tatsächlich beinahe gut – und sehr hungrig. In der Höhle draußen waren Stimmen zu hören.

Also war es wieder Nacht, denn die Kobolde schliefen tagsüber und gingen ihren Angelegenheiten nachts nach.

In der umfassenden und ständigen Dunkelheit ihres Aufenthaltsbereichs hatten sie keinen Grund, die eine Einteilung der anderen vorzuziehen; aber durch die Abneigung gegen das Sonnenvolk wählten sie es, dann tätig zu sein, wenn die geringste Chance bestand, entweder unten auf die Bergarbeiter zu treffen, wenn sie gruben, oder oben auf die Leute vom Berg, wenn sie ihre Schafe weiden ließen oder ihre Ziegen einfingen. Und tatsächlich entsprach nur nach Sonnenuntergang die Außenseite des Berges genügend ihren eigenen düsteren Regionen, um für ihre Maulwurfsaugen erträglich zu sein, so gründlich waren sie von jedem Licht entwöhnt, das heller als ihre Feuer und Fackeln war.

Curdie lauschte und merkte bald, daß man über ihn sprach.

„Wie lange wird es dauern?“ fragte Hasenscharte.

„Nicht viele Tage, denke ich,“ antwortete der König. „Sie sind armselige, schwächliche Geschöpfe, diese Sonnenleute, und haben es nötig, ständig zu essen. *Wir* können eine Woche ohne Nahrung auskommen und fühlen uns umso besser; aber ich habe gehört, daß *sie* jeden Tag zwei- oder dreimal essen! Könnt ihr das glauben? Sie müssen innen ganz hohl sein – gar nicht wie wir, bei denen neun Zehntel massives Fleisch und Knochen sind. Ja – ich schätze, daß eine Woche Hungern für ihn reicht.“

„Wenn *ich* etwas dazu sagen darf,“ warf die Königin ein, „– und ich denke, ich habe da ein bißchen mitzureden –“

„Der Kerl steht gänzlich zu deiner Verfügung, meine Gemahlin,“ unterbrach der König. „Er ist dein Eigentum. Du hast ihn selbst gefangen. Wir hätten es nie geschafft.“

Die Königin lachte. Sie schien weit bessere Laune zu haben als in der Nacht davor.

„Ich wollte sagen,“ fuhr sie fort, „daß es schade wäre, so viel frisches Fleisch zu vergeuden.“

„Was denkst du denn, meine Liebe?“ sagte der König. „Gerade die Idee, ihn verhungern zu lassen, besagt, daß wir ihm keinerlei Fleisch geben werden, ob eingesalzen oder frisch.“

„So dumm bin ich nicht,“ erwiderte Ihre Majestät. „Was ich meine, ist, daß er nur Haut und Knochen sein wird, wenn er verhungert ist.“

Der König lachte laut.

„Nun, meine Gemahlin, du sollst ihn haben, wenn du willst,“ sagte er. „Ich selbst mache mir nichts aus ihm. Ich bin mir ziemlich sicher, daß er zäh zu essen ist.“

„Das hieße seine Frechheit ehren statt bestrafen,“ entgegnete die Königin. „Aber warum soll unseren armen Tieren so viel Nahrung vorenthalten werden? Unsere kleinen Hunde und Katzen und Schweine und Kleinfären würden sich sehr an ihm erfreuen.“

„Du bist die beste Haushälterin, meine reizende Königin!“ sagte ihr Gemahl. „So soll es unbedingt sein. Laßt unsere Leute herein; sie werden ihn hinausschaffen und sofort töten. Er verdient es. Das Unheil, das er vielleicht über uns gebracht hätte, indem er so weit bis in unsere entlegenste Festung vordrang, ist unermesslich. Oder wir sollten ihm lieber Hände und Füße fesseln und das Vergnügen haben zu sehen, wie er in der großen Halle bei vollem Fackellicht in Stücke gerissen wird.“

„Immer besser!“ riefen die Königin und der Prinz gleichzeitig, wobei sie beide in die Hände klatschten. Und der Prinz machte mit seiner Hasenscharte ein häßliches Geräusch, genau als beabsichtigte er, an dem Festmahl teilzunehmen.

„Aber,“ fügte die Königin, sich besinnend, hinzu, „er macht solche Probleme. So armselige Kreaturen sie auch sind, es gibt an diesen Sonnenleuten etwas, das *große* Schwierigkeiten macht. Ich kann mir nicht vorstellen, weshalb wir mit solcher überlegenen Stärke, Befähigung und Klugheit wie unserer ihnen erlauben, überhaupt zu existieren. Warum vernichten wir sie nicht völlig und nutzen ihr Vieh und Weideland zu unserem Vergnügen? Natürlich wollen wir nicht in ihrem gräßlichen Land leben! Es ist viel zu grell für unseren stilleren und feineren Geschmack. Aber, wißt ihr, wir könnten es als eine Art Nebengebäude gebrauchen. Selbst die Augen unserer Tiere würden sich vielleicht daran gewöhnen, und wenn sie blind würden, wäre es unwichtig, solange sie auch fett werden. Aber wir könnten sogar ihre großen Kühe und anderen Kreaturen behalten und hätten dann ein paar Genußmittel mehr wie Sahne und Käse, die wir jetzt nur gelegentlich bekommen, wenn es unseren wackeren Männern gelungen ist, so etwas von ihren Bauernhöfen zu erbeuten.“

„Das hat etwas für sich,“ sagte der König, „und ich weiß nicht, warum *du* die erste bist, es vorzuschlagen, es sei denn, daß du eine ausgesprochene Begabung für Eroberungen hast. Aber trotzdem gibt es, wie du sagst, etwas sehr Probleme Bereitendes an ihnen und es wäre besser, so wie ich deinen Vorschlag verstehe, daß wir ihn zuerst zwei oder drei Tage hungern lassen, damit er vielleicht ein bißchen weniger munter ist, wenn wir ihn herausholen.“

*Ein Kobold lebte friedlich  
in einem Loch der Fluh  
und flickte unermüdlich  
'nen sohlenlosen Schuh.*

*Ein Vogel kam geflogen:  
„Kobold, was machst denn du?“  
„Ich flicke ungelogen  
ein Oberteil vom Schuh.“*

*„Wozu ist das gut, Sir?“  
fuhr der Vogel fort.  
„Weil es passen tut, Sir –  
klar ganz ohne Wort.“*

*Weil Sohlen sind gleich Seelen, Sir,  
braucht's Sohlen nicht zu geben.  
Des Schuh kann sie gut fehlen, Sir,  
der seelenlos muß leben. “*

„Was ist das für ein scheußlicher Lärm?“ schrie die Königin und erschauerte vom Schmelzmetall-Kopf bis zu den Granitschuhen.

„Ich vermute,“ sagte der König mit erhabener Entrüstung, „daß es die Sonnenkreatur im Loch ist.“

„Hör mit dem abscheulichen Krach auf!“ schrie der Kronprinz tapfer, indem er sich erhob und sich vor den Steinhaufen stellte, mit dem Gesicht zu Curdies Gefängnis gewandt. „Mach es oder ich zerschmettere deinen Kopf.“

„Zerschmetter nur,“ rief Curdie und begann wieder zu singen.:

*Ein Kobold lebte friedlich  
in einem Loch der Fluh –*

„Ich kann es wirklich nicht aushalten,“ sagte die Königin. „Wenn ich nur mit meinen Slippers an seine gräßlichen Zehen käme!“

„Ich denke, wir gehen lieber ins Bett,“ sagte der König.

„Es ist noch nicht Schlafenszeit,“ sagte die Königin.

„Ich würde es machen, wenn ich an eurer Stelle wäre,“ sagte Curdie.

„Unverschämter Kerl!“ sagte die Königin mit äußerster Verachtung in der Stimme.

„Ein unmögliches *wenn*,“ sagte Seine Majestät würdevoll.

„Ganz recht,“ entgegnete Curdie und fing wieder an zu singen:

*Geh ins Bett,  
los, nur zu.  
Hilf der Königin  
aus ihrem Schuh.  
  
Wenn du's machst,  
wirst du sehen  
gräßlichen Satz  
spießender Zehen.“*

„Was für eine Lüge!“ brüllte die Königin voller Wut.

„Übrigens, das erinnert mich,“ sagte der König, „daß ich, solange wir verheiratet sind, nie deine Füße gesehen habe, Königin. Ich finde, du solltest vielleicht deine Schuhe ausziehen, wenn du ins Bett gehst! Sie tun mir manchmal ausgesprochen weh.“

„Ich mache, wie ich es will,“ erwiderte die Königin mürrisch.

„Du solltest es machen, wie es dein Männe von dir wünscht,“ sagte der König.

„Ich will nicht,“ sagte die Königin.

„Dann bestehe ich darauf,“ sagte der König.

Anscheinend näherte sich Seine Majestät der Königin mit der Absicht, den Rat zu befolgen, den Curdie erteilt hatte, denn dieser hörte eine Balgerei und dann ein lautes Gebrüll des Königs.

„Wirst du nun still sein?“ sagte die Königin boshaft.

„Ja, ja, Königin. Ich wollte dir nur gut zureden.“

„Hände weg!“ rief die Königin triumphierend. „Ich gehe ins Bett. Du kannst auch kommen, wenn du willst. Aber solange ich Königin bin, werde ich in meinen Schuhen schlafen. Das ist mein königliches Vorrecht. Hasenscharte, geh schlafen.“

„Ich gehe,“ sagte Hasenscharte schläfrig.

„Ich auch,“ sagte der König.

„Dann komm,“ sagte die Königin, „und denke daran, brav zu sein, sonst werde ich –“

„Ach nein, nein, nein!“ schrie der König in den flehendsten Tönen.

Curdie hörte eine gemurmelte Antwort in der Ferne und dann war die Höhle ganz still.

Sie hatten das Feuer brennen lassen und das Licht schien heller durch als zuvor. Curdie meinte, es sei an der Zeit, es wieder zu versuchen, falls etwas getan werden konnte. Aber er fand, daß er nicht einmal einen Finger durch den Spalt zwischen Platte und Felsen stecken konnte. Er versetzte der Platte einen starken Stoß mit der Schulter, aber sie gab nicht mehr nach, als wenn sie ein Teil des Felsens gewesen wäre. Alles was er tun konnte, war, sich hinzusetzen und wieder nachzudenken.

Nach und nach kam er zu dem Entschluß, so zu tun, als stürbe er, in der Hoffnung, sie würden ihn vielleicht hinausschaffen, ehe seine Kraft zu sehr erschöpft war, um ihm eine Chance zu lassen. Dann, was die Kreaturen betraf, würde er keine Angst vor ihnen haben, wenn er nur seine Axt finden konnte; und gäbe es die gräßlichen Schuhe der Königin nicht, hätte er überhaupt keine Angst.

Bis sie in der Nacht zurückkamen, gab es für ihn nichts zu tun, als neue Reime zu schmieden, jetzt seine einzigen Waffen. Er hatte natürlich nicht die Absicht, sie gleich anzuwenden, aber es war gut, einen Vorrat zu haben, denn er würde vielleicht leben, um sie zu gebrauchen, und ihre Anfertigung würde helfen, sich die Zeit zu vertreiben.

## Kapitel 20

### Irenes Faden

Früh am selben Morgen wachte die Prinzessin mit schrecklicher Angst auf. Ein fürchterlicher Krach tobte in ihrem Zimmer – knurrende und zischende Kreaturen lärmten, als ob sie kämpften. Als sie zu sich kam, erinnerte sie sich an etwas, an das sie nicht mehr gedacht hatte – was ihre Großmutter ihr gesagt hatte zu tun, wenn sie Angst hatte. Sie nahm sofort ihren Ring ab und legte ihn unter ihr Kissen. Während sie es machte, kam es ihr so vor, als spürte sie, wie ein Finger und ein Daumen ihn sanft unter ihrer Handfläche wegnehmen. „Das muß meine Großmutter sein!“ sagte sie sich und der Gedanke verlieh ihr solchen Mut, daß sie innehielt, um ihre zierlichen kleinen Slipper anzuziehen, bevor sie aus dem Zimmer rannte. Dabei fiel ihr Blick auf einen langen himmelblauen Umhang, der über die Lehne eines Stuhls neben dem Bett geworfen worden war. Sie hatte ihn nie zuvor gesehen, aber offensichtlich wartete er auf sie. Sie legte ihn um und dann fand sie, indem sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand tastete, bald den Faden ihrer Großmutter, dem sie sofort folgte, wobei sie erwartete, daß er sie direkt die alte Treppe hoch führte. Als sie die Tür erreichte, fand sie, daß der Faden hinunter und am Fußboden entlang lief, so daß sie fast kriechen mußte, um den Kontakt mit ihm zu halten. Dann, zu ihrer Überraschung und auch ein wenig Bestürzung, fand sie, daß er, anstatt sie zur Treppe zu führen, sich in die genau entgegengesetzte Richtung wandte. Er führte sie durch gewisse schmale Gänge zur Küche, bog ab, bevor sie dort ankam, und leitete sie zu einer Tür, die sich zu einem kleinen Hinterhof öffnete. Einige der Dienstmädchen waren schon auf und diese Tür war offen. Der Faden verlief über den Hof immer noch am Boden, bis er Irene zu einer Tür in der Mauer brachte, die sich zum Berg öffnete. Als sie hindurchgegangen war, hob sich der Faden bis zu ihrer halben Körpergröße und sie konnte ihn leicht halten, während sie lief. Er führte sie direkt den Berg hoch.

Die Ursache ihres Erschreckens war weniger furchterregend, als sie angenommen hatte. Die große schwarze Katze der Köchin, die vom Terrier der Haushälterin verfolgt wurde, war gegen Irenes Schlafzimmertür gesprungen, die nicht richtig geschlossen worden war, und die beiden waren zusammen ins Zimmer gestürmt und hatten einen kapitalen Kampf begonnen. Wie die Kinderfrau dabei schlafen konnte, war ein Rätsel, aber ich vermute, daß die alte Dame etwas damit zu tun hatte.

Es war ein klarer, warmer Morgen. Der Wind blies herrlich über den Berghang. Hier und dort sah sie eine verspätete Primel, aber sie blieb nicht stehen, um sie zu begrüßen. Der Himmel war mit kleinen Wolken gesprenkelt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber ein paar der flauschigen Wolkenränder hatten ihr Licht eingefangen und hängten orange- und goldfarbene Fransen in die Luft. Der Tau lag in runden Tropfen auf den Blättern und hing wie winzige Diamantohrringe von den Grashalmen an Irenes Weg.

„Wie hübsch dieses Stück Spinnweben ist!“ dachte die Prinzessin, wobei sie auf einen langen, welligen Faden schaute, der in einiger Entfernung oben auf dem Berg glänzte. Es war jedoch nicht die Zeit für Spinnweben und Irene entdeckte bald, daß es ihr eigener Faden war, den sie vor sich im Morgenlicht schimmern

sah. Er führte sie, wohin, wußte sie nicht; aber sie war noch nie im Leben vor Sonnenaufgang draußen gewesen und alles war so frisch und kühl und beschwingt und erwartungsvoll, daß sie sich zu glücklich fühlte, um vor irgend etwas Angst zu haben.

Nachdem der Faden sie ein gutes Stück nach oben geführt hatte, wandte er sich nach links und den Pfad hinunter, auf dem Lootie und sie Curdie begegnet waren. Aber sie dachte nicht daran, denn jetzt im Morgenlicht mit seinem weiten Blick über das Land hätte kein Pfad offener, luftiger und heiterer sein können. Sie konnte die Straße bis fast zum Horizont sehen, auf der sie so oft ihren Königspapa und seine Truppe beobachtet hatte, wie sie hellglänzend kamen, mit dem Hornsignal vor ihnen die Luft zerschneidend, und die Straße war wie eine Gefährtin für die Prinzessin. Immer weiter hinunter verlief der Pfad, dann hoch und wieder hinunter, wurde dabei rauh und rauher; und immer noch verlief der silberne Faden den Weg entlang und immer noch den Faden entlang lief Irenes kleine rosige Kuppe des Zeigefingers. Nach und nach gelangte sie zu einem kleinen Bach, der den Hügel hinunter brabbelte und plapperte, und das Bachufer entlang verliefen Pfad und Faden. Und immer noch wurde der Pfad unebener und steiler und der Berg wurde wilder, bis Irene meinte, sie sei sehr weit entfernt von Zuhause; und wenn sie sich umdrehte, um zurückzuschauen, sah sie, daß die Ebene verschwunden war und der rauhe, kahle Berg sie umschlossen hatte. Doch der Faden lief noch weiter und weiter lief die Prinzessin. Alles um sie herum wurde immer heller, als die Sonne näher kam, bis endlich ihre ersten Strahlen alle gleichzeitig auf der Spitze des Felsens vor Irene landeten, wie ein goldenes Wesen frisch vom Himmel. Dann sah sie, daß der kleine Bach aus einem Loch in diesem Felsen floß, daß der Pfad nicht an dem Felsen vorbei verlief und daß der Faden sie direkt zu dem Loch führte. Ein Schauer durchlief sie von Kopf bis Fuß, als sie fand, daß der Faden sie tatsächlich in das Loch brachte, aus dem der Bach floß. Er sprudelte fröhlich brabbelnd heraus, aber sie mußte hinein.

Sie zögerte nicht. Direkt hinein ging sie ins Loch, das hoch genug war, so daß sie laufen konnte, ohne sich zu bücken. Für ein Weilchen war da noch ein brauner Schimmer, aber nach der ersten Biegung hörte er nahezu auf und ehe sie viel weiter gegangen war, befand sie sich in völliger Dunkelheit. Da fing sie an, sich doch zu fürchten. Jeden Moment tastete sie an dem Faden vor und zurück, und als sie immer weiter in die Dunkelheit des großen hohlen Berges ging, dachte sie immer mehr an ihre Großmutter und an alles, was die zu ihr gesagt hatte, und wie freundlich und wie schön sie war, und an alles in ihrem entzückenden Zimmer und an das Rosenfeuer und an die großartige Lampe, die ihr Licht durch Steinmauern sandte. Und sie wurde sich immer sicherer, daß der Faden nicht von selbst dort hingehen konnte, sondern daß ihre Großmutter ihn geschickt haben mußte. Aber es stellte sie auf eine furchtbar harte Probe, als der Pfad sehr steil abwärts führte, und besonders, als sie an Stellen kam, wo sie unebene Stufen hinuntergehen mußte und manchmal sogar eine Leiter. Durch einen engen Gang nach dem anderen, über Felsbrocken und Sand und Lehm führte sie der Faden, bis sie zu einem kleinen Loch kam, durch das sie kriechen mußte. Als sie auf der anderen Seite keine Veränderung vorfand, dachte sie: „Werde ich jemals zurückkommen?“; immer wieder, und wunderte sich über sich selbst, daß sie nicht zehnmal mehr geängstigt war, und es kam ihr oft so vor, als wandele sie in einer Traumgeschichte. Manchmal hörte sie das Geräusch von Wasser, ein dumpfes Gurgeln im Felsgestein.



Dann hörte sie den Klang von Schlägen, die immer näher kamen, aber sie wurden wieder leiser und erstarben fast. Sie wandte sich in hundert Richtungen, dem leitenden Faden gehorsam.

Schließlich erspähte sie einen matten roten Schimmer und gelangte zu dem Muskovitglasfenster und dann weg von ihm und um es herum und gleich in eine Höhle, wo die roten Reste eines Feuers glühten. Hier begann der Faden anzusteigen. Er stieg so hoch wie ihr Kopf und noch weiter. Was *sollte* sie nur machen, wenn sie den Kontakt mit ihm verlor? Sie zog ihn herunter! Sie könnte ihn zerreißen! Sie konnte ihn weiter oben sehen, wo er im Schein der Glut so rot leuchtete wie ihr Feueropal.

Aber gleich darauf kam sie zu einem riesigen Steinhaufen, der schräg gegen die Wand der Höhle angehäuft war. Sie kletterte ihn hinauf und erreichte bald die Höhe des Fadens – nur um im nächsten Moment zu finden, daß er durch den Steinhaufen verschwand und sie auf diesem mit dem Gesicht zu einer massiven Felswand stehen ließ. Für einen schrecklichen Moment glaubte sie, ihre Großmutter habe sie im Stich gelassen. Der Faden, den die Spinnen weit jenseits der Meere gesponnen hatten, den ihre Großmutter im Mondlicht für sie noch einmal gesponnen hatte, den sie im Rosenfeuer gehärtet und an Irenes Opalring gebunden hatte, er hatte sie verlassen – war dort hingegangen, wohin sie ihm nicht länger folgen konnte –, hatte sie in eine gräßliche Höhle gebracht und sie dort alleingelassen! Sie war wirklich verloren!

„Wann *werde* ich aufwachen?“ sagte sie sich in Seelenpein, aber im selben Moment wußte sie, daß es kein Traum war. Sie warf sich auf den Steinhaufen und fing an zu weinen. Es war nur gut, daß sie nicht wußte, was für Geschöpfe, eines mit steinernen Schuhen an den Füßen, in der nächsten Höhle lagen. Aber sie wußte auch nicht, wer sich auf der anderen Seite der Steinplatte befand.

Schließlich hatte sie den Einfall, sie könne jedenfalls dem Faden folgend zurückgehen und so aus dem Berg und nach Hause kommen. Sie stand sofort auf und fand den Faden. Aber sobald sie versuchte, ihn zurückzuverfolgen, verschwand er aus ihrer Berührung. Vorwärts führte er ihre Hand hoch zum Steinhaufen – rückwärts schien er nirgends zu sein. Sie konnte ihn auch nicht wie zuvor im Schein des Feuers sehen. Sie stieß einen klagenden Schrei aus und warf sich wieder auf die Steine.

## Kapitel 21

### Die Flucht

Als die Prinzessin so dalag und schluchzte, fühlte sie mechanisch den Faden weiter, folgte ihm viele Male mit dem Finger hoch zu den Steinen, zwischen denen er verschwand. Schließlich begann sie, immer noch mechanisch, mit dem Finger zwischen den Steinen zu stochern, so weit wie sie konnte. Plötzlich kam sie auf die Idee, daß sie vielleicht ein paar Steine wegräumen und sehen könnte, wohin der Faden als nächstes verlief. Sie lachte beinahe über sich selbst, weil sie nicht vorher daran gedacht hatte, und sprang auf die Füße. Ihre Furcht legte sich; wieder war sie sich dessen gewiß, daß der Faden ihrer Großmutter sie nicht dort hingeschickt hatte, um sie zu verlassen, und sie fing an, die obersten Steine beiseite zu werfen, so schnell sie konnte, manchmal eine Handvoll von zwei oder drei, manchmal nahm sie beide Hände, um einen Stein hochzuheben. Nachdem sie die Steine ein bißchen beiseite geräumt hatte, sah sie, daß der Faden abbog und geradewegs abwärts lief. Deshalb mußte sie, weil der Haufen ziemlich schräg war und zur Basis hin natürlich breiter wurde, eine Menge Steine wegräumen, um dem Faden zu folgen. Aber das war nicht alles, denn sie fand bald, daß der Faden, nachdem er ein kurzes Stück senkrecht hinunter ging, sich zuerst in die eine Richtung, dann seitwärts in eine andere wandte und schließlich in verschiedenen Winkeln innerhalb des Haufens hierhin und dorthin schoß, so daß sie befürchtete, sie müsse den ganzen riesigen Haufen wegschaffen, um den Faden freizulegen. Sie war von der bloßen Vorstellung bestürzt, machte sich aber ohne Zeit zu verlieren mit Feuereifer an die Arbeit, und mit schmerzdem Rücken, blutenden Fingern und Händen, arbeitete sie weiter, aufrechterhalten von der Freude zu sehen, wie der Haufen langsam abnahm und anfang, auf der dem Feuer gegenüberliegenden Seite Gestalt anzunehmen. Etwas anderes, das ihr half, den Mut zu bewahren, war, daß wann immer sie eine Windung freigelegt hatte, der Faden sich straffte, statt lose auf den Steinen zu liegen; dies versicherte ihr, daß ihre Großmutter irgendwo am Ende des Fadens war. Sie hatte es ungefähr bis zur halben Höhe des Haufens geschafft, als sie zusammenschrak und fast vor Angst umfiel. Dicht an ihrem Ohr, wie es schien, brach eine Stimme in Singen aus:

*Plappern! Plagen! Krach!  
Bald kriegt ihr eins aufs Dach!  
Plappern! Krach und Plagen!  
Euer Stündlein hat geschlagen.  
Krach, Plagen, Plappern! –*

Hier hörte Curdie auf, entweder weil er nicht gleich einen Reim auf „Plappern“ fand oder weil ihm einfiel, was er vergessen hatte, als er beim Geräusch der Anstrengungen Irenes aufwachte: nämlich daß es sein Plan war, die Koblode glauben zu machen, er werde schwach. Aber er hatte genug geäußert, um Irene wissen zu lassen, wer er war.

„Das ist Curdie!“ rief sie freudig.

„Pst! Pst!“ kam Curdies Stimme wieder von irgendwo. „Sprich leise.“

„Wieso, du hast laut gesungen!“ sagte Irene.

„Ja. Aber sie wissen, daß ich hier bin, und sie wissen nicht, daß du hier bist. Wer bist du?“

„Ich bin Irene,“ antwortete die Prinzessin. „Ich weiß sehr gut, wer du bist. Du bist Curdie.“

„Aber wie bist du denn nur hergekommen, Irene?“

„Meine Ur-Ur-Großmutter hat mich geschickt und ich glaube, ich habe herausgefunden, warum. Du kannst nicht heraus, vermute ich?“

„Nein. Was machst du?“

„Räume einen riesigen Haufen Steine weg.“

„So eine Prinzessin!“ rief Curdie entzückt, aber immer noch kaum lauter als flüsternd. „Ich kann mir aber nicht vorstellen, wie du hergekommen bist.“

„Meine Großmutter hat mich hinter ihrem Faden hergesandt.“

„Ich weiß nicht, was du meinst,“ sagte Curdie, „aber da du hier bist, spielt es keine Rolle.“

„Oh doch, das macht es!“ entgegnete Irene. „Ohne sie wäre ich nie hergekommen.“

„Dann kannst du mir alles erzählen, wenn wir rauskommen. Jetzt ist keine Zeit zu verlieren,“ sagte Curdie.

Und Irene ging ans Werk, so frisch, wie sie angefangen hatte.



„Es sind solch eine Menge Steine!“ sagte sie. „ich werde lange brauchen, um sie alle wegzuschaffen.“

„Wie weit bist du gekommen?“ fragte Curdie.

„Ungefähr bis zur Hälfte, aber die andere Hälfte ist so viel größer.“

„Ich glaube nicht, daß du die untere Hälfte wegschaffen mußt. Siehst du eine Steinplatte, die gegen die Wand gelehnt ist?“

Irene schaute und tastete mit den Händen und spürte bald die Umrise der Platte.

„Ja,“ sagte sie.

„Dann,“ sagte Curdie, „werde ich sie umstoßen können, glaube ich, wenn du sie ungefähr zur Hälfte oder ein bißchen mehr freigeräumt hast.“

„Ich muß meinem Faden folgen,“ entgegnete Irene, „was immer ich mache.“

„Was *meinst* du nur?“ rief Curdie.

„Du wirst es sehen, wenn du rauskommst,“ antwortete die Prinzessin und arbeitete schwerer als je.

Aber sie hatte sich bald davon überzeugt, daß das, was Curdie wollte und was der Faden wollte, ein und dasselbe waren. Denn sie sah nicht nur, daß sie, dem Verlauf des Fadens folgend, die Fläche der Steinplatte freigeräumt hatte, sondern daß ein bißchen tiefer als die halbe Höhe der Faden durch die Spalte zwischen Platte und Wand zu dem Ort ging, wo Curdie eingesperrt war, so daß sie dem Faden nicht weiter folgen konnte, bis die Platte aus dem Weg war. Sobald sie das entdeckt hatte, sagte sie mit einem sehr freudigen Flüstern:

„Jetzt, Curdie! Ich glaube, wenn du der Platte einen mächtigen Stoß gibst, wird sie umfallen.“

„Dann geh ihr völlig aus dem Weg,“ sagte Curdie, „und sag mir, wenn du soweit bist.“

Irene stieg von dem Haufen hinunter und stand an seiner Seite.

„Jetzt, Curdie!“ rief sie.

Curdie versetzte der Platte einen kräftigen Stoß mit der Schulter. Heraus auf den Haufen stürzte die Platte und heraus über sie hinweg kroch Curdie.

„Du hast mir das Leben gerettet, Irene!“ flüsterte er.

„Ach, Curdie! Ich bin so froh! Laß uns aus diesem gräßlichen Ort so schnell wie möglich rausgehen.“

„Das ist leichter gesagt als getan,“ entgegnete er.

„Oh nein! Es ist ganz einfach,“ sagte Irene. „Wir brauchen nur meinem Faden zu folgen. Ich bin sicher, daß er uns jetzt hinausbringt.“

Sie war schon dabei, ihm über die umgefallene Platte in das Loch zu folgen, während Curdie den Boden der Höhle nach seiner Spitzhacke absuchte.

„Hier ist sie!“ rief er. „Nein, doch nicht!“ fügte er enttäuscht hinzu. „Was kann es denn sein? Ich vermute, das ist eine Fackel. Das ist *toll*. Es ist fast besser als meine Spitzhacke. Viel besser, wenn es nicht diese Steinschuhe gäbe!“ fuhr er fort, während er die Fackel anzündete, indem er die letzte Glut des verglimmenden Feuers anlief.

Als er hochschaute – die brennende Fackel warf ein grelles Licht in die große Dunkelheit der riesigen Höhle –, sah er Irene in das Loch verschwinden, aus dem er gerade gekommen war.

„Wo gehst du denn hin?“ rief er. „Das ist nicht der Weg nach draußen. Von da konnte ich nicht hinaus.“

„Das weiß ich,“ flüsterte Irene. „Aber das ist der Weg, den mein Faden geht, und ich muß ihm folgen.“

„Was für einen Unsinn das Kind redet!“ sagte Curdie bei sich. „Ich muß ihr aber folgen und darauf achten, daß ihr nichts passiert. Sie wird bald merken, daß sie auf diesem Weg nicht hinauskommen kann, und dann wird sie mit mir mitkommen.“

So kroch er mit der Fackel in der Hand wieder über die Platte in das Loch. Als er sich aber drinnen umschaute, konnte er Irene nirgends sehen. Und jetzt entdeckte er, daß das Loch zwar schmal, aber viel länger war, als er vermutet hatte; denn in einer Richtung war die Decke sehr niedrig und das Loch setzte sich in einen engen Gang fort, von dem er nicht das Ende sehen konnte. Die Prinzessin mußte dort hineingekrochen sein. Er ließ sich auf die Knie und eine Hand nieder, wobei er die Fackel in der rechten Hand hielt, und kroch ihr hinterher. Das Loch schlängelte sich und war manchmal so niedrig, daß er kaum durchkommen konnte, an anderen Stellen so hoch, daß er die Decke nicht sehen konnte, aber überall war es schmal – viel zu eng für einen Kobold, um durchzukommen, und deshalb vermute ich, daß sie nie geglaubt haben, Curdie könne es. Er begann, das unangenehme Gefühl zu haben, der Prinzessin sei etwas zugestoßen, als er ihre Stimme ziemlich dicht an seinem Ohr flüstern hörte:

„Kommst du nicht, Curdie?“

Und als er um die nächste Ecke bog, stand sie da und wartete auf ihn.

„Ich wußte, daß du dich in dem engen Loch nicht verlaufen konntest, aber jetzt mußt du bei mir bleiben, denn hier ist eine große weite Stelle,“ sagte sie.

„Ich kapiert's einfach nicht,“ sagte Curdie halb zu sich, halb zu Irene.

„Mach dir nichts draus,“ erwiderte sie. „Warte, bis wir draußen sind.“

Curdie, der äußerst erstaunt war, daß sie schon so weit gekommen war und auf einem Weg, von dem er nichts gewußt hatte, hielt es für besser, sie machen zu lassen, wie es ihr gefiel.

„Jedenfalls,“ sagte er wieder bei sich, „weiß ich, ein Bergarbeiter, nichts von diesem Weg, und sie scheint zu glauben, sie wisse etwas von ihm, aber woher, das übersteigt mein Verständnis. Also wird sie genauso wahrscheinlich den Weg finden wie ich, und da sie darauf besteht, die Führung zu übernehmen, muß ich folgen. Wir können nicht viel schlimmer dran sein, als wir es ohnehin sind.“

Indem er so überlegte, folgte er ihr ein paar Schritte und kam in einer weiten großen Höhle heraus, die Irene geradeaus durchquerte, so zuversichtlich, als kennte sie jeden Schritt des Weges. Curdie ging hinterher und leuchtete mit seiner Fackel umher, um zu sehen, was sich ringsum befand. Plötzlich schrak er einen Schritt zurück, als das Licht auf etwas fiel, an dem Irene dicht vorbei ging. Es war ein Podest aus Fels, das sich ungefähr einen Meter über den Boden erhob und mit Schafsfellen bedeckt war, auf denen zwei gräßliche Gestalten schliefen, die Curdie sofort als König und Königin der Kobolde erkannte. Er senkte sofort die Fackel, damit das Licht sie nicht aufweckte. Als er dies tat, leuchtete sie auf seine Spitzhacke, die an der Seite der Königin lag, deren Hand sich dicht am Schaft der Hacke befand.

„Bleib einen Moment stehen,“ flüsterte er. „Halte meine Fackel und laß das Licht nicht auf ihre Gesichter scheinen.“

Irene erschauerte, als sie die schrecklichen Gestalten sah, an denen sie vorbeigekommen war, ohne sie zu bemerken, aber sie tat wie gewünscht und indem sie den Rücken kehrte, hielt sie die Fackel tief vor sich. Curdie zog seine Spitzhacke vorsichtig weg und als er dies machte, erblickte er einen der Füße der Königin, der unter den Fellen vorschauerte. Der große klobige Granitschuh, derart Curdies Hand ausgesetzt, war eine

Versuchung, der nicht zu widerstehen war. Er griff ihn und mit vorsichtiger Mühe zog er ihn ab. In dem Moment, als es ihm gelang, sah er zu seiner Verwunderung, daß das, was er in Unkenntnis gesungen hatte, um die Königin zu ärgern, tatsächlich stimmte: sie hatte sechs gräßliche Zehen. Überglücklich über seinen Erfolg und als er die riesige Beule in den Schafsfellen sah, wo der andere Fuß war, fuhr er fort, die Felle sacht anzuheben, denn wenn es ihm gelang, auch den anderen Schuh wegzunehmen, hätte er vor den Kobolden nicht mehr Angst als vor noch so vielen Fliegen. Aber als er an dem zweiten Schuh zog, brummte die Königin und setzte sich im Bett auf. Im selben Moment erwachte auch der König und richtete sich neben ihr auf.



„Lauf, Irene!“ rief Curdie, denn obwohl er jetzt nicht die geringste Angst um sich hatte, hatte er sie doch um die Prinzessin.

Irene schaute sich einmal um, sah die fürchterlichen Geschöpfe erwachen, und als die kluge Prinzessin, die sie war, stieß sie die Fackel auf den Boden und löschte sie, wobei sie rief:

„Hier, Curdie, meine Hand.“

Er flitzte an ihre Seite, wobei er weder den Schuh der Königin noch seine Spitzhacke vergaß, und ergriff Irenes Hand, als sie furchtlos dahin eilte, wohin sie ihr Faden führte. Sie hörten die Königin laut brüllen, aber sie hatten einen guten Vorsprung, denn es würde ein Weile dauern, bis die Kobolde Fackeln angezündet hatten, um sie zu verfolgen. Gerade als sie glaubten, sie sähen einen Lichtschein hinter sich, brachte sie der Faden zu einer sehr engen Öffnung, durch die Irene leicht und Curdie nur mit Schwierigkeiten kroch.

„Jetzt,“ sagte Curdie, „sind wir sicher, denke ich.“

„Natürlich sind wir das,“ entgegnete Irene.

„Warum denkst du das?“ fragte Curdie.

„Weil meine Großmutter auf uns achtgibt.“

„Das ist alles Unsinn,“ sagte Curdie. „Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Also wenn du nicht weißt, was ich meine, welches Recht hast du dann, es Unsinn zu nennen?“ fragte die Prinzessin ein bißchen beleidigt.

„Verzeih mir, Irene,“ sagte Curdie; „ich wollte dich nicht verärgern.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte die Prinzessin. „Aber warum denkst du, daß wir sicher sind?“

„Weil der König und die Königin viel zu dick sind, um durch dieses Loch zu kommen.“

„Vielleicht gibt es Umwege,“ sagte die Prinzessin.

„Die gibt es sicherlich; wir sind noch nicht raus,“ räumte Curdie ein.

„Aber was meinst du mit König und Königin?“ fragte die Prinzessin. „Ich würde Kreaturen wie diese niemals König und Königin nennen.“

„Ihr Volk macht es aber,“ antwortete Curdie.

Die Prinzessin stellte mehr Fragen und Curdie gab ihr, während sie ohne Eile dahingingen, einen vollständigen Bericht, nicht nur vom Charakter und den Gewohnheiten der Kobolde, soweit er sie kannte, sondern auch von seinen Abenteuern mit ihnen, angefangen von eben der Nacht nach jener, in der er Irene und Lootie auf dem Berg begegnet war. Als er damit fertig war, bat er Irene, ihm zu erzählen, wie sie ihm zu Hilfe gekommen war. So hatte auch Irene eine lange Geschichte zu erzählen. Was sie auf eine ziemlich umständliche Weise tat, unterbrochen von vielen Fragen zu Dingen, die sie nicht erklärt hatte. Aber ihre Erzählung, von der er nicht mehr als die Hälfte glaubte, ließ für ihn alles so unerklärlich wie zuvor und er war davon fast so sehr verwirrt wie darüber, was er von der Prinzessin halten sollte. Er konnte nicht glauben, daß sie vorsätzlich Märchen erzählte, und der einzige Schluß, zu dem er kommen konnte, war, daß Lootie dem Kind Streiche gespielt hatte, indem sie endlos Lügen erfand, um für ihre eigenen Zwecke Irene Angst zu machen.

„Aber wie ist denn Lootie nur dazu gekommen, dich allein in die Berge gehen zu lassen?“ fragte er.

„Lootie weiß nichts davon. Als ich ging, schlief sie fest – jedenfalls glaube ich das. Ich hoffe, meine Großmutter läßt sie keine Schwierigkeiten bekommen, denn es war überhaupt nicht ihre Schuld, wie Großmutter sehr wohl weiß.“

„Aber wie hast du den Weg zu mir gefunden?“ beharrte Curdie.

„Ich habe es dir schon gesagt,“ antwortete Irene, „indem ich den Finger auf den Faden meiner Großmutter gehalten habe, so wie ich es jetzt mache.“

„Du meinst doch nicht, daß du da den Faden hast?“

„Natürlich habe ich ihn. Ich habe es dir schon zehnmal gesagt. Ich habe kaum – außer als ich die Steine weggeräumt habe – den Finger von ihm genommen. Da!“ fügte sie hinzu und führte Curdies Hand zum Faden, „du fühlst ihn selbst, nicht wahr?“

„Ich fühle überhaupt nichts,“ erwiderte Curdie.

„Was kann denn mit deinen Fingern los sein? *Ich* fühle ihn vollkommen. Er ist freilich sehr dünn und in der Sonne sieht er genau wie ein Spinnwebfaden aus, obwohl viele von ihnen zusammengedreht sind, um ihn zu machen – aber bei all dem kann ich mir nicht denken, warum du ihn nicht so gut spürst wie ich.“

Curdie war zu höflich, um zu sagen, er glaube nicht, daß es überhaupt einen Faden gab. Was er sagte, war:

„Nun, ich kann damit nichts anfangen.“

„Ich kann es aber und du mußt darüber froh sein, denn das wird für uns beide reichen.“

„Wir sind noch nicht draußen,“ sagte Curdie.

„Wir werden es bald sein,“ entgegnete Irene zuversichtlich. Und jetzt verlief der Faden abwärts und führte Irenes Hand zu einem Loch im Boden der Höhle, aus dem das Geräusch fließenden Wassers kam, das sie geraume Zeit gehört hatten. „Jetzt geht er in den Boden, Curdie,“ sagte sie und blieb stehen.

Er hatte auf ein anderes Geräusch gelauscht, das sein geübtes Gehör lange vorher eingefangen hatte und das gleichfalls lauter geworden war. Es war das Geräusch von Koboldmineuren bei der Arbeit und sie schienen jetzt nicht weit entfernt zu sein. Irene hörte es in dem Moment, als sie stehenblieb.

„Was ist das für ein Geräusch?“ fragte sie. „Weißt du es, Curdie?“

„Ja. Das sind die Koblode, die graben und wühlen,“ antwortete er.

„Und du weißt nicht, wozu sie das machen?“

„Nein; ich habe nicht die leiseste Ahnung. Möchtest du sie sehen?“ fragte er, wobei er wünschte, er könnte noch einmal versuchen, hinter ihr Geheimnis zu kommen.

„Wenn mein Faden mich dort hinführte, hätte ich nicht viel dagegen; aber ich möchte sie nicht sehen und ich kann meinen Faden nicht verlassen. Er führt mich in das Loch hinunter und wir sollten besser sofort gehen.“

„Na gut. Soll ich zuerst hineingehen?“ sagte Curdie.

„Nein, lieber nicht. Du kannst den Faden nicht fühlen,“ antwortete sie und ging durch eine schmale Lücke im Boden der Höhle hinunter. „Oh!“ rief sie, „ich bin im Wasser. Es fließt schnell – aber es ist nicht tief und es gibt genug Platz zum Laufen. Beeil dich, Curdie.“

Er versuchte es, aber das Loch war für ihn zu eng, um hindurchzugehen.

„Geh ein kleines Stück weiter,“ sagte er und schulterte seine Spitzhacke.

In kurzer Zeit hatte er eine größere Öffnung freigemacht und folgte ihr. Sie gingen weiter, hinab und hinab mit dem fließenden Wasser, wobei Curdie immer mehr befürchtete, es führe sie zu einem schrecklichen Abgrund im Herzen des Berges. An ein paar Stellen mußte er den Fels wegbrechen, um Platz zu machen, ehe selbst Irene durchgehen konnte – jedenfalls ohne sich zu verletzen. Aber schließlich erspähten sie einen Lichtschimmer und in der nächsten Minute wurden sie vom vollen Sonnenlicht fast geblendet, in das sie hinaustraten. Es dauerte eine Weile, bis die Prinzessin gut genug sehen konnte, um zu entdecken, daß sie in ihrem eigenen Garten standen, nahe bei dem Sitz, auf dem sie und ihr Königspapa an jenem Nachmittag gegessen hatten. Sie waren neben dem Kanal des kleinen Baches herausgekommen. Sie tanzte und klatschte vor Freude in die Hände.

„So, Curdie!“ rief sie, „willst du nicht jetzt glauben, was ich dir von meiner Großmutter und ihrem Faden erzählt habe?“

Denn sie hatte die ganze Zeit das Gefühl, daß Curdie nicht glaubte, was sie ihm erzählte.

„Da! – Siehst du ihn nicht vor uns glänzen?“ fügte sie hinzu.

„Ich sehe nichts,“ beharrte Curdie.

„Dann mußt du glauben, ohne zu sehen,“ sagte die Prinzessin; „denn du kannst nicht abstreiten, daß er uns aus dem Berg gebracht hat.“

„Ich kann nicht abstreiten, daß wir aus dem Berg heraus sind, und ich wäre wirklich sehr undankbar, wenn ich abstreiten würde, daß *du mich* herausgebracht hast.“

„Ich hätte es ohne den Faden nicht geschafft,“ insistierte Irene.

„Das ist der Teil, den ich nicht verstehe.“

„Na, komm mit und Lootie wird dir etwas zu essen holen. Ich bin sicher, daß du es sehr brauchst.“

„Das tue ich wirklich. Aber meine Eltern werden sich solche Sorgen um mich machen; ich muß mich beeilen – erst den Berg hoch, um es meiner Mutter zu erzählen, und dann hinunter ins Bergwerk, um es meinem Vater zu berichten.“

„Na schön, Curdie, aber du gelangst nicht hinaus, ohne hier entlang zu kommen, und ich werde dich durch das Haus bringen, weil das am kürzesten ist.“

Auf dem Weg trafen sie niemanden, denn tatsächlich waren wie zuvor die Leute hier und dort und überall und suchten die Prinzessin. Als sie ins Haus gingen, fand Irene, daß der Faden, wie sie schon halb erwartet hatte, die alte Treppe hinaufführte und ihr kam ein neuer Gedanke. Sie wandte sich Curdie zu und sagte:

„Meine Großmutter will mich sehen. Komm doch mit mir hoch und triff sie. Dann wirst du wissen, daß ich dir die Wahrheit erzählt habe. Komm doch – um mir eine Freude zu machen, Curdie. Ich kann es nicht ertragen, daß du denkst, es sei nicht wahr, was ich sage.“

„Ich habe nie bezweifelt, daß du glaubst, was du sagst,“ erwiderte Curdie. „Ich dachte nur, daß du eine Vorstellung im Kopf hattest, die nicht richtig war.“

„Aber komm doch, lieber Curdie.“

Der kleine Bergarbeiter konnte dieser Bitte nicht widerstehen und obwohl er sich scheu fühlte in dem, was ihm als ein riesiges großartiges Haus erschien, gab er nach und folgte ihr die Treppe hinauf.

## Kapitel 22

### Die alte Dame und Curdie

Die Treppe hinauf gingen sie und die nächste und die nächste und durch die langen Reihen leerer Zimmer und die kleine Turmtreppe hoch, Irene glücklicher und glücklicher, während sie hochstieg. Als sie schließlich an die Tür des Arbeitszimmers klopfte, gab es keine Antwort, und sie konnte auch kein Geräusch des Spinnrads hören, und wieder sank ihr das Herz, aber nur für einen Moment, als sie sich umdrehte und an die andere Tür klopfte.

„Herein,“ antwortete die süße Stimme ihrer Großmutter und Irene öffnete die Tür und trat ein, gefolgt von Curdie.

„Du Schatz!“ rief die Dame, die an einem Feuer aus roten Rosen, vermischt mit weißen, saß. „Ich habe auf dich gewartet und war tatsächlich ein bißchen besorgt um dich und fing an zu überlegen, ob ich dich nicht besser selbst holen gehe.“

Während sie sprach, nahm sie die kleine Prinzessin in die Arme und setzte sie auf ihren Schoß. Sie war jetzt weiß gekleidet und sah reizender aus als je zuvor, falls das möglich ist.

„Ich habe Curdie mitgebracht, Großmutter. Er wollte nicht glauben, was ich ihm erzählt habe, und deshalb habe ich ihn mitgebracht.“

„Ja – ich sehe ihn. Er ist ein guter Junge, Curdie, und ein mutiger Junge. Bist du nicht froh, daß du ihn herausgeholt hast?“

„Ja, Großmutter. Aber es war nicht sehr schön von ihm, mir nicht zu glauben, wenn ich ihm die Wahrheit sagte.“

„Leute müssen glauben, was sie glauben können, und diejenigen, die mehr glauben, dürfen nicht streng mit denen sein, die weniger glauben. Ich bezweifle, daß du alles selbst geglaubt hättest, wenn du nicht etwas davon gesehen hättest.“

„Ah! Ja, Großmutter, das glaube ich gern. Du hast sicher recht. Aber er wird es jetzt glauben.“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte ihre Großmutter.

„Nicht wahr, Curdie?“ sagte Irene und drehte sich zu ihm um, als sie fragte.

Er stand in der Mitte des Fußbodens, starrte und sah seltsam verwirrt aus. Sie dachte, dies komme durch sein Erstaunen über die Schönheit der Dame.

„Mach eine Verbeugung vor meiner Großmutter, Curdie,“ sagte sie.

„Ich sehe keine Großmutter,“ antwortete Curdie ziemlich schroff.

„Siehst nicht meine Großmutter, wenn ich auf ihrem Schoß sitze?“ rief die Prinzessin.

„Nein,“ wiederholte Curdie in beleidigtem Ton

„Siehst du nicht das schöne Rosenfeuer – diesmal sind weiße dazwischen?“ fragte Irene, fast so verwirrt wie er.

„Nein,“ antwortete Curdie fast mürrisch.

„Auch nicht das blaue Bett? Auch nicht die rosafarbene Tagesdecke? Auch nicht die schöne Lampe, wie der Mond, die von der Decke hängt?“

„Ihr macht Euch lustig über mich, Königliche Hoheit; und nach dem, was wir beide heute durchgemacht haben, finde ich nicht, daß es nett von Euch ist,“ sagte Curdie, der sich sehr verletzt fühlte.

„Was siehst du denn?“ fragte Irene, die sofort begriff, daß ihm nicht zu glauben für sie mindestens so schlecht war wie für ihn, ihr nicht zu glauben.

„Ich sehe einen großen, kahlen Dachboden – wie der in Mutters Haus, nur groß genug, um das ganze Haus aufzunehmen und rings um es herum noch viel Spielraum zu lassen,“ antwortete Curdie.

„Und was siehst du noch?“

„Ich sehe eine Wanne und einen Haufen modriges Stroh und einen schrumpeligen Apfel und einen Sonnenstrahl, der durch ein Loch in der Decke kommt und dir auf den Kopf scheint und den Raum in ein seltsames düsteres Braun taucht. Ich denke, du läßt es lieber, Prinzessin, und gehst hinunter ins Kinderzimmer wie ein braves Mädchen.“

„Aber hörst du nicht meine Großmutter zu mir sprechen?“ fragte Irene und weinte fast.

„Nein. Ich höre das Gurren einer Menge Tauben. Wenn du nicht mit herunterkommst, gehe ich ohne dich. Ich glaube, das wird sowieso besser sein, denn ich bin sicher, daß niemand, der uns begegnet, auch nur ein Wort von dem glauben wird, das wir zu ihnen sagen. Sie würden denken, daß wir alles erfunden haben. Ich erwarte von keinem außer meinen Eltern, daß er mir glaubt. *Sie* wissen, daß ich keine Märchen erzähle.“

„Und doch willst *du mir* nicht glauben, Curdie?“ protestierte die Prinzessin, die jetzt vor Ärger und Sorge über die Kluft zwischen ihr und Curdie richtig weinte.

„Nein. Ich *kann* nicht und ich kann nicht anders,“ sagte Curdie und wandte sich um, das Zimmer zu verlassen.

„Was *soll* ich nur machen, Großmutter?“ schluchzte die Prinzessin und barg das Gesicht am Busen der Dame, wobei sie von unterdrücktem Schluchzen zitterte.

„Du mußt ihm Zeit lassen,“ sagte ihre Großmutter; „und du mußt dich damit zufrieden geben, daß man dir für eine Weile nicht glaubt. Es ist schwer zu ertragen, aber ich mußte es ertragen und werde es noch lange Zeit ertragen müssen. Ich werde mich darum kümmern, was Curdie am Ende von dir denkt. Jetzt mußt du ihn gehen lassen.“

„Du kommst nicht, oder?“ fragte Curdie.

„Nein, Curdie; meine Großmutter sagt, daß ich dich gehen lassen muß. Geh nach rechts, wenn du am Ende aller Treppen angekommen bist, und das bringt dich zum Hausflur, wo die große Tür ist.“

„Oh! Ich bezweifle nicht, daß ich den Weg finden kann – ohne dich, Prinzessin, oder auch ohne den Faden deiner alten Oma,“ sagte Curdie sehr rüde.

„Ach, Curdie! Curdie!“

„Ich wünschte, ich wäre sofort nach Hause gegangen. Ich bin dir sehr verbunden, Irene, daß du mich aus diesem Loch geholt hast, aber ich wünschte, du hättest mich nicht hinterher zum Narren gehalten.“

Er sagte dies, während er die Tür öffnete, die er aufließ, und ohne ein weiteres Wort ging er die Treppe hinunter. Irene lauschte bestürzt seinen fortgehenden Schritten. Dann wieder der Dame zugewandt:

„Was bedeutet das alles, Großmutter?“ schluchzte sie und brach in neue Tränen aus.

„Es bedeutet, Liebchen, daß ich mich ihm nicht zeigen wollte. Curdie ist noch nicht fähig, manches zu glauben. Sehen ist nicht gleich glauben – es ist nur sehen. Du erinnerst dich, daß ich dir gesagt habe, wenn Lootie mich sehen würde, dann würde sie sich die Augen reiben, die Hälfte von dem vergessen, was sie gesehen hat, und die andere Hälfte Unsinn nennen.“

„Ja, aber ich hätte gedacht, daß Curdie –“

„Du hast recht. Curdie ist viel weiter als Lootie, und du wirst sehen, was daraus wird. Aber bis dahin mußt du dich damit zufrieden geben, sage ich, für einige Zeit nicht verstanden zu werden. Wir sind alle sehr bestrebt, verstanden zu werden, und es ist sehr hart, es nicht zu werden. Aber es gibt etwas, das viel notwendiger ist.“

„Was ist das, Großmutter?“

„Andere Leute verstehen.“

„Ja, Großmutter. Ich muß fair sein – denn wenn ich zu anderen Leuten nicht fair bin, dann bin ich es nicht wert, selbst verstanden zu werden. Ich verstehe. Aber weil Curdie nicht dafür kann, werde ich nicht über ihn verärgert sein, sondern einfach warten.“

„Das ist mein liebes Kind,“ sagte ihre Großmutter und drückte sie eng an die Brust.

„Warum warst du nicht in deinem Arbeitszimmer, als wir nach oben kamen, Großmutter?“ fragte Irene nach kurzem Schweigen.

„Wäre ich dort gewesen, hätte Curdie mich gut genug sehen können. Aber warum sollte ich dort sein statt in diesem schönen Zimmer?“

„Ich dachte, du würdest spinnen.“

„Ich habe zur Zeit niemanden, für den ich spinnen könnte. Ich spinne nie, ohne zu wissen, für wen ich spinne.“

„Das erinnert mich – es gibt etwas, das mich verwirrt,“ sagte die Prinzessin; „wie bekommst du den Faden wieder aus dem Berg? Du wirst doch sicher keinen anderen für *mich* machen müssen? Das wäre solch eine Mühe!“

Die Dame setzte sie ab, stand auf und ging ans Feuer. Sie steckte die Hand hinein, zog sie wieder heraus und hielt den glänzenden Ball zwischen Daumen und Finger hoch.

„Ich habe ihn jetzt, siehst du,“ sagte sie und kam zur Prinzessin zurück; „bereit für dich, wenn du ihn brauchst.“ Sie ging zu ihrem Schrank und legte den Ball in dieselbe Schublade wie zuvor.

„Und hier ist dein Ring,“ fügte sie hinzu, indem sie ihn vom kleinen Finger der linken Hand zog und ihn auf den Zeigefinger der rechten Hand Irenes steckte.

„Oh, danke, Großmutter! Ich fühle mich jetzt so sicher!“

„Du bist sehr müde, mein Kind,“ fuhr die Dame fort. „Deine Hände sind von den Steinen verletzt und ich habe neun Blutergüsse bei dir gezählt. Schau nur, wie du aussiehst!“

Und sie hielt ihren kleinen Spiegel hoch, den sie vom Schrank mitgebracht hatte. Die Prinzessin brach bei dem Anblick in fröhliches Lachen aus. Sie war so besprenkelt von dem Bach und schmutzig vom Kriechen durch enge Stellen, daß sie sich für ein Zigeunerkind gehalten hätte, dessen Gesicht ungefähr einmal im Monat gewaschen und die Haare nicht öfter gekämmt wurden, wenn sie das Spiegelbild gesehen hätte, ohne zu wissen, daß es eins war. Die Dame lachte auch und hob sie wieder auf ihr Knie, nahm ihr den Umhang ab und zog ihr das Nachthemd aus. Dann trug sie die Prinzessin an die Seite des Zimmers. Irene fragte sich, was sie mit ihr machen wollte, stellte aber keine Fragen – erschrak nur ein bißchen, als sie fand, daß die Dame im Begriff war, sie in die große silberne Wanne zu legen; denn als sie hineinschaute, sah sie keinen Boden, sondern die Sterne, die meilenweit entfernt leuchteten, wie es schien. Ihre Hände schlossen sich unwillkürlich um die schönen Arme, die sie hielten, und das war alles.

Die Dame drückte sie wieder an die Brust und sagte:

„Hab keine Angst, mein Kind.“

„Nein, Großmutter,“ antwortete die Prinzessin mit einem kleinen Luftschnapper, und im nächsten Moment sank sie in das klare, kühle Wasser.

Als sie die Augen aufmachte, sah sie nichts als ein seltsam liebliches Blau über und unter sich und überall um sich herum. Die Dame und das schöne Zimmer waren aus ihrem Blick verschwunden und sie schien äusserst allein zu sein. Aber statt Angst zu haben, fühlte sie sich mehr als glücklich – vollkommen glücklich. Und von irgendwo her kam die Stimme der Dame, die ein merkwürdig süßes Lied sang, von dem Irene jedes Wort wahrnehmen konnte, aber von dem Sinn hatte sie nur ein Gefühl – kein Verstehen. Sie konnte sich auch an keine einzige Zeile erinnern, als es zu Ende war. Es verschwand wie Gedichte in einem Traum, so schnell wie es gekommen war. In späteren Jahren würde sie sich jedoch einbilden, daß Melodieschnipsel, die plötzlich in ihrem Gehirn auftauchten, kleine Phrasen oder Teile der Melodie dieses Liedes sein mußten; und die bloße Vorstellung würde sie glücklicher machen und fähiger, ihre Pflichten zu erfüllen.

Wie lange sie im Wasser lag, wußte sie nicht. Es kam ihr lange vor – nicht aus Ermüdung, sondern aus Vergnügen. Aber schließlich spürte sie, wie die schönen Hände sie griffen, und durch das gluckerende Wasser wurde sie heraus und in das entzückende Zimmer gehoben. Die Dame trug sie zum Feuer und setzte sich mit ihr im Schoß hin und trocknete sie liebevoll mit dem weichsten Handtuch ab. Es unterschied sich so sehr von Looties Abtrocknen. Als die Dame damit fertig war, bückte sie sich zum Feuer und zog aus ihm Irenes Nachthemd, so weiß wie Schnee.

„Wie köstlich!“ rief die Prinzessin. „Es duftet von allen Rosen der Welt, glaube ich.“

Als sie auf dem Fußboden stand, fühlte sie sich, als sei sie völlig überarbeitet worden. Jeder Bluterguß und alle Erschöpfung waren verschwunden und ihre Hände waren so weich und unverletzt wie je.

„Jetzt werde ich dich ins Bett für einen guten Schlaf bringen,“ sagte ihre Großmutter.

„Aber was wird Lootie denken? Und was soll ich ihr sagen, wenn sie mich fragt, wo ich gewesen bin?“

„Mach dir deswegen keine Sorgen. Du wirst finden, daß alles in Ordnung kommt,“ sagte ihre Großmutter und legte sie in das blaue Bett unter die rosige Tagesdecke.

„Da ist noch eine Sache,“ sagte Irene. „Ich bin ein bißchen um Curdie besorgt. Da ich ihn ins Haus mitgebracht habe, hätte ich dafür sorgen sollen, daß er sicher nach Hause kommt.“

„Ich habe mich um all das gekümmert,“ antwortete die Dame. „Ich habe dir gesagt, ihn gehen zu lassen, und deshalb war ich verpflichtet, auf ihn aufzupassen. Niemand hat ihn gesehen und jetzt ißt er eine tüchtige Mahlzeit im Haus seiner Mutter hoch oben auf dem Berg.“

„Dann werde ich schlafen,“ sagte Irene und nach ein paar Minuten war sie fest eingeschlafen.

## Kapitel 23

### Curdie und seine Mutter

Curdie ging den Berg hinauf, ohne zu pfeifen oder zu singen, denn er war über Irene verärgert, weil sie ihn beschwindelt hatte, wie er es nannte, und er war über sich selbst verärgert, weil er so wütend mit ihr gesprochen hatte. Seine Mutter stieß einen Freudenschrei aus, als sie ihn sah, und machte sich sofort daran, ihm etwas zu essen zu kochen, wobei sie ihm die ganze Zeit Fragen stellte, auf die er nicht so munter wie sonst antwortete. Als seine Mahlzeit fertig war, ließ sie ihn beim Essen allein und eilte zum Bergwerk, um seinem Vater zu berichten, daß Curdie in Sicherheit war. Als sie zurückkam, fand sie ihn auf ihrem Bett schlafend; er wachte auch nicht auf, bis sein Vater abends nach Hause kam.

„Also, Curdie,“ sagte seine Mutter, als sie beim Abendessen saßen, „erzähl uns die ganze Geschichte von Anfang bis Ende, so wie alles passiert ist.“

Curdie gehorchte und erzählte alles bis zu dem Moment, in dem sie auf dem Rasen im Garten des Königshauses herausgekommen waren.

„Und was geschah danach?“ fragte seine Mutter. „Du hast uns nicht alles erzählt. Du solltest sehr glücklich darüber sein, daß du diesen Dämonen entkommen bist, aber stattdessen habe ich dich noch nie so bedrückt gesehen. Da muß noch etwas sein. Außerdem sprichst du von diesem reizenden Kind nicht so, wie ich es gern hören möchte. Sie hat dir das Leben gerettet und dabei ihr eigenes riskiert und doch scheinst du nicht viel davon zu halten.“

„Sie hat solchen Unsinn geredet!“ antwortete Curdie, „und mir einen Haufen Dinge erzählt, die kein bißchen wahr sind, und ich kann nicht darüber hinwegkommen.“

„Was war es denn?“ fragte sein Vater. „Deine Mutter kann vielleicht etwas Licht hineinbringen.“

Da machte Curdie reinen Tisch und erzählte ihnen alles.

Sie saßen eine Weile schweigend da und grübelten über die seltsame Geschichte. Schließlich sprach Curdies Mutter.

„Gibst du zu, mein Junge,“ sagte sie, „daß es bei der ganzen Sache etwas gibt, das du nicht verstehst?“

„Ja natürlich, Mutter,“ antwortete er. „Ich kann nicht verstehen, wie ein Kind, das nichts vom Berg weiß oder gar, daß ich darin eingesperrt war, den ganzen Weg allein kam, geradewegs dahin, wo ich war; und dann, nachdem sie mich herausgeholt hatte, mich auch aus dem Berg führte, wo ich keinen Schritt des Weges gekannt hätte, selbst wenn es so hell wie im Freien gewesen wäre.“

„Dann hast du kein Recht zu sagen, es sei nicht wahr, was sie dir erzählt hat. Sie hat dich herausgeholt und muß etwas gehabt haben, das sie geleitet hat: warum nicht ein Faden oder ein Seil oder irgend etwas anderes? Da ist etwas, das du nicht erklären kannst, und ihre Erklärung kann richtig sein.“

„Das ist überhaupt keine Erklärung, Mutter, und ich kann sie nicht glauben.“

„Das liegt vielleicht daran, daß du sie nicht verstehst. Wenn du sie verstehen würdest, fändest du wahrscheinlich, daß es eine Erklärung war, und würdest sie durchaus glauben. Ich mache dir keinen Vorwurf daraus, daß du sie nicht glauben kannst, aber ich werfe dir vor, daß du dir einbildest, solch ein Kind würde versuchen, dich zu beschwindeln. Warum sollte sie? Verlaß dich darauf: sie hat dir alles erzählt, was sie wußte. Du hättest wenigstens mit deinem Urteil zurückhaltender sein sollen, bis du eine bessere Erklärung für alles gefunden hast.“

„Das hat etwas in mir die ganze Zeit gesagt,“ sagte Curdie und ließ den Kopf hängen. „Aber was sagst du zu der Großmutter? Das ist es, worüber ich nicht weg kann. Mich auf einen alten Dachboden bringen und versuchen, mich gegen die Wahrnehmung meiner Augen davon zu überzeugen, daß er ein schönes Zimmer war, mit blauen Wänden und silbernen Sternen und unzähligen Sachen drin, wenn dort nichts war als eine alte Wanne, ein verschrumpelter Apfel, ein Strohhaufen und ein Sonnenstrahl? Es war zu schlimm! Sie hätte wenigstens irgend eine alte Frau dort haben sollen, die als ihre kostbare Großmutter gelten konnte.“

„Hat sie nicht geredet, als ob sie diese Dinge selbst sah, Curdie?“

„Ja. Das ist es ja, was mich ärgert. Man hätte denken können, sie meinte und glaubte, daß sie jedes einzelne Ding sah, von dem sie sprach. Und nicht eines davon war da! Es war zu arg, muß ich sagen.“

„Vielleicht können manche Leute Dinge sehen, die andere nicht sehen können, Curdie,“ sagte seine Mutter sehr ernst. „Ich denke, ich werde etwas erzählen, das ich selbst gesehen habe – aber vielleicht willst du auch mir nicht glauben!“

„Ach, Mutter, Mutter!“ rief Curdie und brach in Tränen aus; „das verdiene ich gewiß nicht!“

„Aber was ich dir erzähle, ist sehr seltsam,“ beharrte seine Mutter, „und wenn du es gehört hast und sagen solltest, ich müsse geträumt haben, weiß ich nicht, ob ich das Recht hätte, über dich verärgert zu sein, obwohl zumindest ich weiß, daß ich nicht geschlafen habe.“

„Erzähl es mir doch, Mutter. Vielleicht hilft es mir, von der Prinzessin besser zu denken.“

„Darum bin ich versucht, es dir zu erzählen,“ erwiderte seine Mutter. „Aber zuerst sollte ich auch erwähnen, daß es alten Gerüchten zufolge bei der Familie des Königs etwas mehr als nur das Normale gibt, und die Königin war vom selben Geblüt, denn sie waren entfernt miteinander verwandt. Es wurden merkwürdige Geschichten über sie erzählt – alles gute Geschichten –, aber merkwürdige, sehr merkwürdige. Was sie waren, kann ich nicht sagen, denn ich erinnere mich nur an die Gesichter meiner Großmutter und meiner Mutter, als sie miteinander von ihnen sprachen. Da waren Staunen und Ehrfurcht – nicht Furcht – in ihren Augen und sie flüsterten und sprachen nie laut. Aber was ich selbst gesehen habe, war dies: Eines Abends ging Vater zur Arbeit im Bergwerk und ich war mit seinem Abendessen unten gewesen. Es war kurz, nachdem wir geheiratet hatten, und nicht sehr lange, bevor du geboren wurdest. Er kam mit mir bis zum Eingang des Bergwerks mit und ließ mich allein nach Hause gehen, denn ich kannte den Weg fast so gut wie den Fußboden unseres Hauses. Es war ziemlich dunkel und in manchen Teilen des Weges, wo die Felsen überhängen, fast ganz dunkel. Aber ich kam ausgezeichnet voran, ohne an Angst zu denken, bis ich eine Stelle erreichte, die du gut kennst, Curdie, wo der Weg eine scharfe Biegung um einen großen Felsen auf der linken

Seite machen muß. Als ich dort hinkam, wurde ich plötzlich von ungefähr einem halben Dutzend Kobbeln umringt, den ersten, die ich jemals erblickte, obwohl ich oft genug von ihnen gehört hatte. Einer von ihnen versperrte den Weg und die anderen begannen, mich auf eine Weise zu quälen und zu belästigen, daß es mich erschauern läßt, wenn ich jetzt noch daran denke.“

„Wäre ich nur bei dir gewesen!“ riefen Vater und Sohn gleichzeitig.

Die Mutter zeigte ein sonderbares kleines Lächeln und fuhr fort.

„Sie hatten auch ein paar ihrer gräßlichen Kreaturen dabei und ich muß zugeben, daß ich schreckliche Angst hatte. Sie hatten meine Kleider stark zerrissen und ich befürchtete, daß sie auch mich in Stücke reißen wollten, als plötzlich ein weißes sanftes Licht auf mich schien. Ich schaute hoch. Ein breiter Strahl wie eine leuchtende Straße kam von einer großen Kugel aus silbrigem Licht herab, nicht sehr weit hoch. Tatsächlich nicht ganz so hoch wie der Horizont – deshalb konnte es kein neuer Stern oder ein anderer Mond oder etwas dieser Art sein. Die Kobbeln hörten auf, mich zu drangsalieren, und schienen verwirrt zu sein und ich dachte, sie würden weglaufen, aber bald fingen sie wieder an. Im selben Moment kam jedoch auf dem Strahl der Lichtkugel ein Vogel herab, der wie Silber in der Sonne glänzte. Er machte zuerst ein paar schnelle Flügelschläge und dann, mit ausgebreiteten Schwingen, schoß er den Abhang aus Licht herunter. Er sah für mich wie eine weiße Taube aus. Aber was immer er war, als die Kobbeln sahen, daß er geradewegs auf sie herunterkam, gaben sie Fersengeld und machten sich über den Berg davon, so daß sie mich unversehrt und nur sehr verängstigt zurückließen. Sobald er sie verjagt hatte, glitt der Vogel wieder im Licht hoch und als er die Kugel erreichte, erlosch das Licht, genau als ob eine Jalousie vor einem Fenster geschlossen worden sei, und ich sah es nicht mehr. Aber ich hatte diese Nacht oder jemals danach mit den Kobbeln keinen Ärger mehr.“

„Wie seltsam!“ rief Curdie.

„Ja, es war seltsam; aber ich kann nicht anders, als es zu glauben, ob du es glaubst oder nicht,“ sagte seine Mutter.

„Genau so hat es deine Mutter mir gleich am nächsten Morgen erzählt,“ sagte sein Vater.

„Du denkst doch nicht, daß ich meiner Mutter keinen Glauben schenke?“ rief Curdie.

„Es gibt noch andere Leute auf der Welt, die genauso glaubwürdig wie deine Mutter sind,“ sagte seine Mutter. „Ich weiß nicht, ob man ihr deswegen mehr glauben muß, weil sie zufällig *deine* Mutter ist, Herr Curdie. Es gibt Mütter, die wohl viel eher Lügen erzählen als das kleine Mädchen, das ich vor ein paar Wochen mit den Primeln sprechen sah. Falls sie lügen sollte, würde ich anfangen, meine eigenen Worte anzuzweifeln.“

„Aber Prinzessinnen haben ebenso wie andere Leute Lügen erzählt,“ sagte Curdie.

„Ja, aber keine Prinzessin wie dieses Kind. Sie ist ein gutes Mädchen, da bin ich sicher, und das ist mehr als eine Prinzessin zu sein. Dir wird es ganz gewiß noch leid tun, daß du dich ihr gegenüber so verhalten hast, Curdie. Du hättest wenigstens den Mund halten sollen.“

„Es tut mir jetzt schon leid,“ antwortete Curdie.

„Dann solltest du hingehen und es ihr sagen.“

„Ich sehe nicht, wie ich das machen kann. Man würde keinen Bergarbeiterjungen wie mich allein mit ihr sprechen lassen und ich könnte es ihr nicht vor dieser Kinderfrau sagen. Sie würde so viele Fragen stellen und ich weiß nicht, von wie vielen die kleine Prinzessin möchte, daß ich sie beantworte. Sie hat mir erzählt, Lootie habe nicht gewußt, daß sie gekommen war, mich aus dem Berg herauszuholen. Ich bin sicher, daß sie Irene daran gehindert hätte, wenn sie es wußte. Aber vielleicht habe ich bald eine Gelegenheit dazu, und bis dahin muß ich versuchen, etwas für sie zu tun. Ich glaube, Vater, ich bin ihnen endlich auf die Schliche gekommen.“

„Tatsächlich, mein Junge?“ sagte Peter. „Du verdienst gewiß einen Erfolg; du hast schwer dafür gearbeitet. Was hast du herausgefunden?“

„Es ist nämlich schwierig, Vater, drinnen im Berg, vor allem im Dunkeln und wenn man nicht weiß, welche Abzweigungen man genommen hat, die genaue Lage von Dingen draußen zu kennen.“

„Unmöglich, mein Junge, ohne eine Karte oder wenigstens einen Kompaß,“ erwiderte sein Vater.

„Nun, ich glaube, ich habe beinahe herausgefunden, in welche Richtung die Kobbeln graben. Wenn ich recht habe, weiß ich noch etwas anderes, das ich hinzuzählen kann, und dann werden eins und eins drei machen.“

„Das machen sie oft, Curdie, wie wir Bergarbeiter sehr wohl wissen sollten. Jetzt sag uns, mein Junge, was diese zwei Dinge sind, und schau, ob wir dasselbe Dritte erraten können wie du.“

„Ich sehe nicht, was das mit der Prinzessin zu tun hat,“ warf seine Mutter ein.

„Das werde ich dich gleich sehen lassen, Mutter. Vielleicht haltet ihr mich für dumm, aber solange ich nicht sicher bin, daß an meiner jetzigen Vermutung nichts dran ist, bin ich noch mehr als sonst entschlossen, mit meinen Beobachtungen fortzufahren. Gerade als wir zu dem Flußbett gelangten, durch das wir hinaus kamen, hörte ich die Koboldmineure irgendwo in der Nähe arbeiten – ich glaube, unter uns. Seit ich angefangen habe, sie zu beobachten, haben sie eine gute halbe Meile gegraben, eine gerade Strecke; und soweit ich weiß, arbeiten sie in keinem anderen Teil des Berges. Aber ich konnte nie feststellen, in welche Richtung sie gingen. Als wir jedoch im Garten des Königs herauskamen, dachte ich sofort daran, ob es möglich sei, daß sie auf das Haus des Königs hinarbeiteten, und was ich heute nacht machen möchte, ist mich vergewissern, ob sie es machen oder nicht. Ich werde eine Lampe mitnehmen –“

„Ach, Curdie,“ rief seine Mutter, „dann werden sie dich sehen.“

„Ich habe jetzt nicht mehr Angst vor ihnen als bisher,“ entgegnete Curdie, „jetzt, wo ich diesen kostbaren Schuh habe. Sie können auf die Schnelle keinen neuen machen und *ein* nackter Fuß wird für meine Zwecke genügen. Auch wenn sie eine Frau ist, werde ich sie das nächste Mal nicht schonen. Aber ich werde mit meiner Lampe vorsichtig sein, denn ich möchte nicht, daß sie mich sehen. Ich werde sie nicht an meine Mütze stecken.“

„Dann erzähl weiter, was du machen willst.“

„Ich will ein bißchen Papier und einen Stift mitnehmen und beim Ausfluß des Bachs, wo wir herausgekommen sind, hineingehen. Ich werde auf dem Papier den Winkel jeder Abbiegung, die ich nehme, so gut ich

kann aufzeichnen, bis ich die Kobbeln bei der Arbeit finde, und so eine gute Vorstellung davon bekomme, in welche Richtung sie gehen. Sollte es sich herausstellen, daß sie nahezu parallel zum Bach verläuft, werde ich wissen, daß sie zum Haus des Königs hin arbeiten.“

„Und was dann? Wieviel klüger wirst du dann sein?“

„Warte einen Moment, liebe Mutter. Ich habe doch berichtet, daß als ich in der Höhle auf die Königsfamilie traf, sie von ihrem Prinzen – Hasenscharte nennen sie ihn – sprachen, er würde eine Sonnenfrau heiraten – das heißt, eine von uns – eine mit Zehen an den Füßen. Nun hat in der Ansprache, die einer von ihnen in der Nacht ihrer großen Versammlung gehalten hat und von der ich einen Teil gehört habe, er gesagt, daß für mindestens eine Generation der Frieden gesichert sei durch das Pfand, das der Prinz für das brave Verhalten *ihrer* Verwandten halten würde; das hat er gesagt und er muß die Sonnenfrau gemeint haben, die der Prinz heiraten sollte. Ich bin ganz sicher, daß der König viel zu stolz ist, um zu wünschen, daß der Prinz eine andere als eine Prinzessin heiratet, und viel zu schlau, um sich einzubilden, eine Bauersfrau als Gemahlin wäre von großem Vorteil für sie.“

„Jetzt sehe ich, worauf du hinauswillst,“ sagte seine Mutter.

„Aber unser König,“ sagte sein Vater, „würde eher den Berg bis zur Ebene abtragen, als seine Prinzessin die Frau eines Kobbels werden zu lassen, und wenn er zehnmal ein Prinz ist.“

„Ja, aber sie sind so sehr von sich eingenommen!“ sagte seine Mutter. „Kleine Geschöpfe machen es immer. Der Zwerghahn ist der stolzeste Hahn auf meinem kleinen Hof.“

„Und ich glaube,“ sagte Curdie, „wenn sie die Prinzessin erst einmal haben, werden sie dem König sagen, sie würden sie töten, wenn er nicht in die Heirat einwilligt.“

„Das würden sie vielleicht sagen,“ meinte sein Vater, „aber sie würden sie nicht töten; sie würden sie am Leben lassen um der Macht willen, die es ihnen über unseren König verleiht. Was immer er ihnen zufügte, sie würden damit drohen, der Prinzessin dasselbe anzutun.“

„Und sie sind schlimm genug, sie bloß zum Vergnügen zu quälen – das weiß ich,“ sagte seine Mutter.

„Jedenfalls werde ich sie beobachten und sehen, was sie vorhaben,“ sagte Curdie. „Es ist zu schrecklich, nur daran zu denken. Ich wage gar nicht, es selbst zu tun. Aber sie sollen sie nicht kriegen – zumindest nicht, wenn ich es verhindern kann. So, liebe Mutter – ich bin auf der richtigen Spur – gib mir ein bißchen Papier und einen Stift und eine Portion Erbsenbrei und ich werde sofort aufbrechen. Ich habe eine Stelle gesehen, wo ich ganz leicht über die Gartenmauer klettern kann.“

„Du mußt darauf achten, daß du den Männern auf Wache nicht über den Weg läufst,“ sagte seine Mutter.

„Das werde ich. Ich möchte nicht, daß sie irgend etwas davon erfahren. Sie würden alles verderben. Die Kobbeln würden nur einen anderen Plan ausprobieren – sie sind solche halsstarrigen Kreaturen! Ich werde sehr aufpassen, Mutter. Sie werden mich auch nicht umbringen und fressen, falls sie über mich kommen. Also brauchen sie dich nicht zu kümmern.“

Seine Mutter gab ihm, worum er gebeten hatte, und Curdie brach auf. Dicht neben der Tür, durch die die Prinzessin den Garten auf dem Weg zum Berg verlassen hatte, stand ein großer Felsen, und indem Curdie ihn

erkletterte, gelangte er über die Mauer. Er band seinen Faden an einen Stein gleich im Bett des Bachs und nahm seine Spitzhacke mit. Er war nicht weit gegangen, als er auf eine schreckliche Kreatur traf, die zum Eingang kam. Die Stelle war zu schmal für zwei von fast jeder Größe oder Gestalt und außerdem wollte Curdie die Kreatur nicht vorbeilassen. Da er jedoch seine Spitzhacke nicht gebrauchen konnte, gab es einen heftigen Kampf mit dem Geschöpf, und erst als er viele Bißwunden erhalten hatte, manche davon schlimm, gelang es ihm, es mit seinem Taschenmesser zu töten. Nachdem er es hinausgeschleift hatte, beeilte er sich, wieder hineinzugehen, ehe ein anderes den Weg verstopfte.

Ich brauche ihm nicht weiter auf den Abenteuern dieser Nacht zu folgen. Er kehrte zum Frühstück mit der Gewißheit zurück, daß die Kobolde in Richtung des Palastes minierten – auf einer so hohen Ebene, daß es ihre Absicht sein mußte, meinte er, unter den Mauern des Königshauses zu graben und drinnen hochzukommen –, um dann, wie er glaubte, die kleine Prinzessin zu ergreifen und sie als Ehefrau ihres gräßlichen Hasenscharte wegzuschleppen.

## Kapitel 24

### Irene verhält sich wie eine Prinzessin

Als die Prinzessin aus dem süßesten Schlaf erwachte, fand sie die Kinderfrau sich über sie beugend, die Haushälterin ihr dabei über die Schulter schauend und die Wäschemagd über die der Haushälterin blickend. Das Zimmer war voll von Dienerinnen und die Soldaten, hinter ihnen eine lange Reihe von Dienern, lugten durch die Türöffnung des Kinderzimmers oder versuchten es.

„Sind die greulichen Geschöpfe weg?“ fragte die Prinzessin, die als erstes an das dachte, was am Morgen sie in Schrecken versetzt hatte.

„Du schlimme, schlimme kleine Prinzessin!“ rief Lootie.

Ihr Gesicht war ganz bleich und von roten Streifen durchzogen und sie schaute drein, als wollte sie Irene schütteln, aber die sagte nichts – wartete nur darauf, zu hören, was als nächstes kommen würde.

„Wie *konntest* du dich nur derart unter den Bettdecken verstecken und uns alle denken lassen, du seist verloren gegangen! Und das auch noch den ganzen Tag! Du bist das allereigensinnigste Kind! Das ist für uns alles andere als lustig, kann ich dir sagen!“

Dies erschien der Kinderfrau als die einzige Möglichkeit, sich ihr Verschwinden zu erklären.

„Das habe ich nicht gemacht, Lootie,“ sagte Irene ganz ruhig.

„Erzähl keine Märchen!“ rief ihre Kinderfrau ziemlich grob.

„Ich werde dir überhaupt nichts erzählen,“ sagte Irene.

„Das ist genauso schlimm,“ sagte die Kinderfrau.

„Genauso schlimm, überhaupt nichts zu sagen, wie Märchen zu erzählen?“ rief die Prinzessin. „Ich werde meinen Papa danach fragen. Er wird das nicht sagen. Und ich glaube nicht, daß es ihm gefällt, wenn du so etwas sagst.“

„Sag mir sofort, was du damit meinst!“ schrie die Kinderfrau, halb wild vor Wut über die Prinzessin und aus Furcht vor den möglichen Konsequenzen für sie selbst.

„Wenn ich dir die Wahrheit erzähle, Lootie,“ sagte die Prinzessin, die irgendwie gar nicht erbost war, „sagst du zu mir ‚erzähl keine Märchen‘; es scheint, daß ich Märchen erzählen muß, damit du mir glaubst.“

„Du bist sehr unhöflich, Prinzessin,“ sagte die Kinderfrau.

„Du bist so unhöflich, Lootie, daß ich mit dir nicht mehr sprechen werde, bis es dir leid tut. Warum sollte ich mit dir sprechen, wenn ich weiß, daß du mir nicht glaubst?“ entgegnete die Prinzessin.

Denn sie wußte ganz genau, daß wenn sie Lootie erzählte, was sie gemacht hatte, die ihr umso weniger glaubte, je mehr sie fortfuhr zu erzählen.

„Du bist das unausstehlichste Kind!“ rief ihre Kinderfrau. „Du verdienst es, für dein schlimmes Betragen gründlich bestraft zu werden.“

„Bitte, Frau Haushälterin,“ sagte die Prinzessin, „würden Sie mich in Ihr Zimmer bringen und mich dort bleiben lassen, bis mein Königspapa kommt? Ich werde ihn bitten, so schnell er kann zu kommen.“

Bei diesen Worten machten alle große Augen. Bis zu diesem Moment war für sie alle die Prinzessin kaum mehr als ein Baby gewesen.

Aber die Haushälterin hatte vor der Kinderfrau Angst und versuchte, die Wogen zu glätten, indem sie sagte:

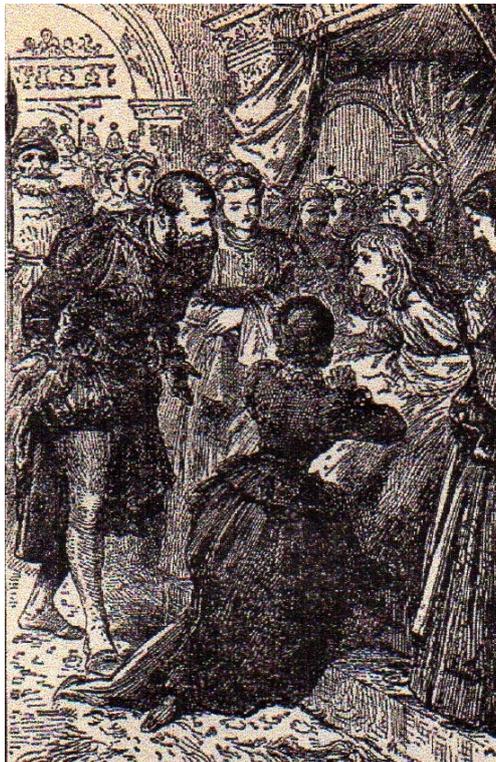
„Ich bin sicher, Prinzessin, daß Nursie nicht unhöflich zu dir sein wollte.“

„Ich glaube nicht, daß mein Papa für mich eine Kinderfrau haben möchte, die so zu mir spricht, wie Lootie es macht. Wenn sie denkt, daß ich lüge, sollte sie es lieber meinem Papa sagen oder gehen. Sir Walter, wollt Ihr mich in Eure Obhut nehmen?“

„Mit dem größten Vergnügen, Prinzessin,“ antwortete der Hauptmann der Soldaten, indem er mit großen Schritten ins Zimmer kam. Die Menge der Dienerschaft machte beflissen Platz für ihn und er verneigte sich tief vor dem Bett der kleinen Prinzessin. „Ich werde sofort meinen Diener auf dem schnellsten Pferd im Stall losschicken, daß er Eurem Königspapa vermeldet, Eure Königliche Hoheit begehre seine Anwesenheit. Wenn Ihr eine der Dienerinnen gewählt habt, um Euch aufzuwarten, werde ich anordnen, das Zimmer zu räumen.“

„Vielen Dank, Sir Walter,“ sagte die Prinzessin und ihr Blick richtete sich auf ein rosigwangiges Mädchen, das kürzlich als Küchenmagd ins Haus gekommen war.

Als aber Lootie sah, wie die Augen ihrer teuren Prinzessin auf die Suche nach jemand anderem als ihr gingen, fiel sie neben dem Bett auf die Knie und brach in ein lautes Jammern der Verzweiflung aus.



„Ich denke, Sir Walter,“ sagte die Prinzessin, „ich werde Lootie behalten. Aber ich begeben mich in Eure Obhut und Ihr braucht meinen Königspapa nicht zu bemühen, bis ich deswegen wieder mit Euch spreche. Würdet ihr alle bitte weggehen? Ich bin völlig heil und gesund und ich habe mich nicht versteckt, um mich zu amüsieren oder meine Umgebung zu beunruhigen. Lootie, willst du mich bitte ankleiden.“

## Kapitel 25

### Curdie gerät in Schwierigkeiten

Oberirdisch war alles für geraume Zeit ruhig. Der König hielt sich noch in einem fernen Teil seines Reiches auf. Die Soldaten bewachten weiter das Haus. Sie waren ziemlich erstaunt gewesen, als sie am Fuß des Felsens im Garten den Kadaver der Koboldkreatur fanden, die von Curdie getötet worden war, aber sie kamen zum Schluß, daß sie im Bergwerk tödlich verletzt worden und hinausgekrochen war, um dort zu sterben; und außer einem gelegentlichen flüchtigen Blick auf ein lebendes Geschöpf sahen sie nichts, das Grund zur Besorgnis gab. Curdie hielt Wache im Berg und die Kobolde gruben weiterhin tiefer in die Erde. Solange sie tiefer gruben, bestand, wie Curdie es einschätzte, keine unmittelbare Gefahr.

Für Irene war der Sommer wie immer voller Freude und obwohl sie tagsüber oft an ihre Großmutter dachte und nachts oft von ihr träumte, sah sie sie lange Zeit nicht. Die Zicklein und Blumen waren wie eh und je ihr Entzücken und mit den Kindern der Bergarbeiter, denen sie auf dem Berg begegnete, schloß sie Freundschaft, soweit es Lootie erlaubte; aber Lootie hatte sehr törichte Ansichten von der Würde einer Prinzessin und verstand nicht, daß die wahrste Prinzessin genau diejenige ist, die alle ihre Brüder und Schwestern am meisten liebt und die am fähigsten ist, ihnen Gutes zu erweisen, indem sie ihnen gegenüber bescheiden ist. Gleichzeitig hatte sie ihr Verhalten der Prinzessin gegenüber zum Besseren verändert. Sie konnte nicht umhin einzusehen, daß Irene nicht länger nur ein Kind war, sondern klüger, als es ihrem Alter entsprach. Jedoch flüsterte sie weiterhin albern mit den Dienern – manchmal, daß die Prinzessin nicht richtig im Kopf sei, manchmal, daß sie zu gut für das Leben sei, und anderen Unsinn dieser Art.

Ohne Chance, es einzugestehen, mußte Curdie es die ganze Zeit über bereuen, daß er sich so unfreundlich gegenüber der Prinzessin verhalten hatte. Vielleicht ließ ihn das noch eifriger in seinen Bemühungen sein, ihr zu dienen. Seine Mutter und er sprachen oft darüber und sie tröstete ihn und sagte ihm, sie sei sicher, daß er eines Tages die Gelegenheit haben werde, die er so sehr ersehnte.

Hier möchte ich den Prinzen und Prinzessinnen im allgemeinen zuliebe anmerken, daß es niedrig und verächtlich ist, wenn man es ablehnt, einen Fehler oder auch nur Irrtum zuzugeben. Wenn eine wahre Prinzessin etwas falsch gemacht hat, fühlt sie sich immer unbehaglich, bis sie eine Gelegenheit hat, den Fehler von sich zu tun, indem sie sagt: „Ich habe es gemacht und ich wünschte, ich hätte es nicht; und es tut mir leid, daß ich es gemacht habe.“ Ihr seht also, daß es einen Grund gibt anzunehmen, Curdie sei nicht nur ein Bergarbeiter gewesen, sondern ebenso ein Prinz. Aus der Weltgeschichte sind viele solcher Fälle bekannt.

Nach einiger Zeit begann er jedoch, Anzeichen einer Veränderung beim Vorgehen der Koboldarbeiter zu bemerken; sie gruben nicht tiefer, sondern hatten angefangen, auf einer Ebene zu bleiben, und er paßte deshalb noch mehr auf sie auf als zuvor. Eines Nachts stießen sie plötzlich auf einen schrägen sehr harten Felsen und gruben an seiner geneigten Fläche entlang aufwärts. Als sie die Spitze erreicht hatten, blieben sie für ein

paar Nächte auf dieser Ebene; danach gruben sie wieder aufwärts und behielten einen ziemlich steilen Winkel bei. Schließlich fand Curdie es an der Zeit, seine Beobachtungen in eine andere Gegend zu verlegen, und in der nächsten Nacht ging er nicht ins Bergwerk, sondern indem er seine Spitzhacke und das Fadenknäuel zu Hause ließ und nur seine gewöhnliche Portion Brot und Erbsbrei mitnahm, ging er den Berg hinunter zum Haus des Königs. Er kletterte über die Mauer und blieb die ganze Nacht im Garten, wobei er auf Händen und Knien von einer Stelle zur anderen kroch und in voller Länge mit dem Ohr am Boden dalag und lauschte. Aber er hörte nichts außer den Tritten der Soldaten, wie sie herummarschierten, und da die Nacht bewölkt und mondlos war, hatte er kaum Schwierigkeiten zu vermeiden, daß sie ihn sahen. Er fuhr mehrere Nächte fort, den Garten aufzusuchen und dort zu lauschen, aber ohne Erfolg.

Schließlich kamen eines frühen Abends seine Beobachtungen zu einem plötzlichen Ende – ob es nun daran lag, daß er zu sorglos mit seiner eigenen Sicherheit umgegangen war, oder daran, daß der zunehmende Mond hell genug schien, um ihn sichtbar zu machen. Er kroch gerade hinter dem Felsen hervor, wo der Bach herausfloß, denn er hatte dort in der Hoffnung umhergelauscht, der Bachlauf würde vielleicht seinem Ohr einen Hinweis auf den Standort der Koboldarbeiter übermitteln, als gerade, wie er ins Mondlicht auf den Rasen kam, ein Zischen am Ohr und ein Schlag auf sein Bein ihn erschreckten. Sofort kauerte er sich hin in der Hoffnung, sich weiterem Bemerktworden zu entziehen. Als er aber das Geräusch rennender Füße hörte, sprang er auf, um sein Entkommen durch die Flucht zu riskieren. Er stürzte jedoch mit einem heftigen Schmerz hin, denn der Bolzen einer Armbrust hatte sein Bein verletzt und jetzt strömte das Blut aus ihm. Er wurde sofort von zwei oder drei Soldaten gepackt. Es war nutzlos zu kämpfen und er fügte sich stumm.



„Es ist ein Junge!“ riefen gleichzeitig mehrere der Soldaten verblüfft. „Ich dachte, es sei einer dieser Dämonen.“

„Was machst du hier?“

„Kriege offenbar eine etwas rauhe Behandlung,“ sagte Curdie lachend, als die Männer ihn schüttelten.

„Frechheit wird dir nicht guttun. Du hast hier auf dem Grundstück des Königs nichts zu suchen und wenn du dich nicht ehrlich erklärst, wirst du als Dieb behandelt werden.“

„Was könnte er denn sonst sein?“ sagte einer.

„Er hätte ja hinter einem verirrten Zicklein her gewesen sein können,“ schlug ein anderer vor.

„Ich sehe keinen Sinn darin, ihn zu entschuldigen. Er hat hier jedenfalls nichts zu suchen.“

„Dann laßt mich doch gehen, wenn es Ihnen recht ist,“ sagte Curdie.

„Aber es ist uns nicht recht – nicht, außer du gibst uns eine gute Erklärung für deine Anwesenheit hier.“

„Ich bin mir nicht ganz sicher, daß ich Ihnen trauen kann,“ sagte Curdie.

„Wir sind die Soldaten des Königs,“ sagte der Hauptmann höflich, denn er war von Curdies Erscheinung und Mut angetan.

„Nun, ich werde Ihnen alles darüber erzählen – wenn Sie versprechen, mir zuzuhören und nichts Übereiltes zu machen.“

„Das nenne ich dreist!“ sagte einer der Soldaten lachend. „Er wird uns erzählen, was für einen Unfug er treiben wollte, wenn wir versprechen zu machen, was ihm gefällt.“

„Ich hatte keinen Unfug vor,“ sagte Curdie.

Aber ehe er mehr sagen konnte, schwanden ihm die Sinne und er fiel ohnmächtig aufs Gras. Da erst entdeckten sie, daß der auf Curdie, den sie für eine der Koboldkreaturen gehalten hatten, geschossene Bolzen ihn verwundet hatte.

Sie trugen ihn ins Haus und legten ihn im Saal nieder. Die Nachricht, sie hätten einen Räuber gefangen, verbreitete sich und die Dienstboten drängten herein, um den Verbrecher zu sehen. Mit den letzten kam die Kinderfrau. Sobald sie ihn sah, rief sie voll Entrüstung:

„Das ist ja derselbe junge Bengel von einem Bergarbeiter, der auf dem Berg zu mir und der Prinzessin so unverschämt war. Er wollte doch tatsächlich die Prinzessin küssen. *Ich* habe da gut aufgepaßt – dieser Halunke! Und *er* ist hier herumgeschlichen – nicht wahr? Typisch für seine Unverfrorenheit.“

Da die Prinzessin fest schlief, konnte es die Kinderfrau nach ihrem Belieben falsch darstellen.

Als er das hörte, beschloß der Hauptmann, trotz erheblichen Zweifeln an der Wahrheit, Curdie gefangen zu halten, bis man die Angelegenheit untersuchen konnte. Nachdem sie ihn ein bißchen wieder zu sich gebracht und seine Wunde versorgt hatten, die ziemlich schlimm war, legten sie ihn, der vom Blutverlust noch entkräftet war, auf eine Matratze in einem leeren Zimmer – einem von den schon so oft erwähnten –, verschlossen die Tür und ließen ihn dort allein. Er verbrachte eine unruhige Nacht und am Morgen fand man ihn, wie er wirr redete. Am Abend kam er zu sich, doch er fühlte sich sehr schwach und sein Bein schmerzte außerordentlich. Er wunderte sich, wo er war, und als er einen der Soldaten im Zimmer sah, begann er, ihn zu

befragen und erinnerte sich bald an die Ereignisse der vorangegangenen Nacht. Da er selbst nicht mehr aufpassen konnte, erzählte er dem Soldaten alles, was er über die Kobolde wußte, und bat ihn, es seinen Kameraden weiterzuerzählen und sie dazu aufzurütteln, mit zehnfacher Wachsamkeit aufzupassen; ob es aber daran lag, daß er nicht ganz zusammenhängend sprach, oder daß die ganze Sache unglaublich erschien – jedenfalls schloß der Mann, daß Curdie nur delirierte, und versuchte ihn zu überreden, den Mund zu halten. Natürlich ärgerte dies Curdie fürchterlich und er empfand jetzt seinerseits, wie es ist, wenn man einem nicht glaubt, und die Folge war, daß sein Fieber zurückkehrte, und als auf sein hartnäckiges Bitten der Hauptmann gerufen wurde, konnte es keinen Zweifel geben, daß er delirierte. Sie taten für ihn, was sie konnten, und versprachen alles, was er wollte, aber ohne die Absicht, es zu erfüllen. Schließlich schlief er ein und als sein Schlaf tief und friedlich wurde, verließen sie ihn, verschlossen wieder die Tür und gingen weg mit der Absicht, ihn früh am Morgen wieder zu besuchen,

## Kapitel 26

### Die Kobold-Bergarbeiter

In derselben Nacht unterhielten sich mehrere de Dienstboten noch, bevor sie schlafen gingen. „Was kann das für ein Geräusch sein?“ sagte eine der Hausmägde, die einen Moment gelauscht hatte.

„Ich habe es in den letzten beiden Nächten gehört,“ sagte die Köchin. „Wenn es hier Ratten gäbe, würde ich es für welche halten, aber mein Kater Tom hält sie schön fern.“

„Ich habe aber gehört,“ sagte die Küchenmagd, „daß Ratten manchmal in großen Kompanien umherziehen. Vielleicht marschieret ein Heer von ihnen bei uns ein. Ich habe auch die Geräusche gestern und heute gehört.“

„Dann wird es ein großer Spaß für meinen Tom und den Bob der Frau Haushälterin,“ sagte die Köchin. „Sie werden einmal in ihrem Leben Freunde sein und auf derselben Seite kämpfen. Ich garantiere, daß Tom und Bob zusammen jede Menge Ratten in die Flucht schlagen.“

„Mir scheint,“ sagte die Kinderfrau, „daß die Geräusche dafür viel zu laut sind. Ich habe sie den ganzen Tag gehört und meine Prinzessin hat mich mehrmals gefragt, was es ist. Manchmal klingt es wie ferner Donner und manchmal wie die Geräusche, die man von diesen schrecklichen Arbeitern unten im Berg hört.“

„Ich würde mich nicht wundern,“ sagte die Köchin, „wenn es tatsächlich die Bergarbeiter wären. Sie sind vielleicht auf ein Loch im Berg gestoßen, durch das der Lärm bis zu uns dringt. Sie bohren und sprengen und brechen ja fortwährend.“

Während sie noch sprach, ertönte unter ihnen ein großes rollendes Rumpeln und das Haus erzitterte. Sie sprangen alle erschrocken auf und eilten zur Halle, wo sie die gleichfalls konsternierten Soldaten vorfanden. Sie hatten ihren Hauptmann wecken lassen, der sagte, nach ihrer Beschreibung müsse es ein Erdbeben gewesen sein, ein Ereignis, das zwar sehr selten in diesem Land, aber doch fast in jedem Jahrhundert vorgekommen sei, und dann ging er seltsamer Weise wieder ins Bett und schlief ein, ohne auch nur einmal an Curdie zu denken oder die Geräusche, die man gehört hatte, mit dem in Zusammenhang zu bringen, was er ihnen berichtet hatte. Der Hauptmann hatte Curdie nicht geglaubt. Hätte er es, dann hätte er sofort daran gedacht, was Curdie gesagt hatte, und hätte Vorkehrungen getroffen. Als man nichts weiter hörte, schloß man, daß Sir Walter recht hatte und daß die Gefahr für vielleicht die nächsten hundert Jahre vorüber war. Tatsache aber war, wie hinterher entdeckt wurde, daß die Kobolde, die sich eine weitere schräge Felsfläche hinaufgearbeitet hatten, auf einen riesigen Steinklotz unter dem Keller des Hauses auf Höhe der Grundmauern gestoßen waren. Er war so rund, daß er, als es ihnen gelungen war, ihn ohne Sprengung herauszulösen, donnernd die Schräge mit einem springenden, holprigen Schlingern hinabrollte, was die Fundamente des Hauses erschütterte. Die Kobolde waren über den Krach bestürzt, denn sie wußten durch sorgfältiges Ausforschen und Abmessen, daß sie jetzt, wenn nicht unter dem Haus des Königs, so doch sehr nahe daran waren, und sie befürchteten, Alarm auszulösen. Deshalb blieben sie eine Weile still und als sie wieder zu arbeiten begannen, schätzten sie sich zweifellos sehr glücklich, auf eine Ader aus Sand zu stoßen,

die einen gewundenen Riß in dem Felsen füllte, auf dem das Haus errichtet war. Indem sie die Ader ausräumten, kamen sie im Weinkeller des Königs heraus.

Kaum hatten sie festgestellt, wo sie waren, huschten sie wieder zurück wie Ratten in ihre Löcher und rannten eiligst zum Koboldpalast, wo sie dem König und der Königin mit Triumphgeschrei ihren Erfolg meldeten. Im Nu waren die königliche Familie und das ganze Koboldvolk in wilder Hast auf dem Weg zum Haus des Königs; jeder begierig auf einen Anteil am Ruhm, in dieser Nacht die Prinzessin Irene entführt zu haben.

Die Königin stapfte mit einem Schuh aus Stein und einem aus Fell einher. Das kann nicht angenehm gewesen sein und meine Leser mögen sich fragen, warum sie mit solch geschickten Arbeitern um sie herum den Schuh, den Curdie mitgenommen hatte, nicht ersetzt hatte. Da der König jedoch mehr als einen Grund zur Beschwerde über ihre Steinschuhe hatte, nutzte er zweifellos die Entdeckung ihrer Zehen aus und drohte, ihre Mißbildung zu enthüllen, falls sie einen neuen Steinschuh machen ließ. Ich vermute, er bestand darauf, daß sie sich mit Fellschuhen zufrieden gab, und erlaubte ihr, den verbleibenden Granitschuh bei dieser Gelegenheit zu tragen, weil sie in den Krieg zog.

Sie erreichten bald den Weinkeller des Königs und ohne die riesigen Fässer zu beachten, deren Zweck sie nicht kannten, begannen sie sofort, aber so leise sie konnten, die Tür aufzubrechen, die nach oben führte.

## Kapitel 27

### Die Kobolde im Haus des Königs

Als Curdie einschlief, begann er sofort zu träumen. Er glaubte, er steige die Bergflanke vom Eingang zum Bergwerk aus hoch, wobei er pfiß und sang „Kling, rumms, peng!“, als er einer Frau mit einem Kind begegnete, die sich verirrt hatte; und von da an fuhr er fort, alles zu träumen, das ihm passiert war, seit er auf diese Weise die Prinzessin und Lootie getroffen hatte; wie er die Kobolde beobachtet hatte, wie er von ihnen gefangen und von der Prinzessin gerettet wurde; wirklich alles, bis er von den Soldaten verwundet, gefangengenommen und eingesperrt worden war. Und jetzt glaubte er, er liege hellwach dort, wo sie ihn hingelegt hatten, als er plötzlich ein lautes donnerndes Geräusch hörte.

„Die Kobbeln kommen!“ sagte er, „Sie haben kein Wort von dem geglaubt, das ich gesagt habe! Die Kobbeln werden die Prinzessin unter ihren blöden Nasen davontragen! Aber das sollen sie nicht! Das sollen sie nicht!“ Er sprang auf, dachte er, und begann, sich anzuziehen, aber zu seiner Bestürzung lag er noch im Bett. „Nun aber, ich will!“ sagte er. „Also los! Jetzt bin ich auf!“

Doch wieder fand er sich behaglich im Bett liegen. Zwanzigmal versuchte er es und zwanzigmal mißlang es ihm, denn in Wirklichkeit war er nicht wach, sondern träumte nur, er sei es. Schließlich, voller Verzweiflung und in der Einbildung, er höre die Kobolde im ganzen Haus, stieß er einen lauten Schrei aus. Da erschien, wie er glaubte, eine Hand auf dem Schloß seiner Tür. Sie ging auf, und als er hochschaute, sah er eine Dame mit weißem Haar und mit einem silbernen Kästchen in der Hand ins Zimmer kommen. Sie trat an sein Bett, glaubte er, strich ihm über Kopf und Gesicht mit kühlen, weichen Händen, nahm den Verband von seinem Bein, rieb es mit etwas ein, das nach Rosen duftete, und bewegte die Hände dreimal über ihm. Beim letzten Mal verschwand alles; er fühlte sich in den tiefsten Schlaf sinken und erinnerte sich an nichts mehr, bis er tatsächlich aufwachte.

Der untergehende Mond warf ein schwaches Licht durch den Fensterflügel und das Haus war in Aufruhr. Da war zahlreiches weiches, schweres Stampfen zu hören, Geklirr und Geschepper von Waffen, die Stimmen von Männern und die Schreie von Frauen, vermischt mit einem abscheulichen Gegröle, das sieghaft klang. Die Kobbeln waren im Haus! Er sprang aus dem Bett, stürzte sich in ein paar Kleidungsstücke, vergaß nicht seine Schuhe, die mit Nägeln armiert waren; dann erspähte er in altes Jagdmesser oder kurzes Schwert, das an der Wand hing; er packte es und sauste die Treppe hinunter, geleitet vom Lärm des Kampfes, der immer lauter wurde.

Als er das Erdgeschoß erreichte, fand er, daß es überall wimmelte. Sämtliche Kobolde des Berges schien dort versammelt zu sein. Er stürzte unter sie und rief:

*Eins, zwei,  
stampft euch frei!  
Drei, vier,  
laßt sie mir!*

Und mit jedem Reim stampfte er hart auf einen Fuß und schnitt gleichzeitig in ihre Gesichter – er führte tatsächlich einen Schwerttanz der wildesten Art auf. Weg in alle Richtungen stoben die Kobolde – in Wandschränke, Treppen hinauf, in Schornsteine, hoch auf Dachsparren und hinunter in den Keller. Curdie fuhr fort zu trampeln, zu zerschlitzen und zu singen, sah aber niemanden von den Leuten des Hauses, bis er in den großen Saal kam, in dem gleich als er hineinkam ein großer Koboldschrei ertönte. Der letzte der Soldaten, der Hauptmann selbst, lag auf dem Boden, begraben von einer sich auf ihm wälzenden Masse von Kobolden. Denn während jeder Ritter damit beschäftigt war, sich so gut er konnte zu verteidigen, indem er in die dicken Körper der Kobolde stach – denn er hatte bald herausgefunden, daß ihre Köpfe nahezu unverwundbar waren –, hatte die Königin seine Beine und Füße mit ihrem schrecklichen Granitschuh attackiert und er war bald am Boden; aber der Hauptmann hatte sich mit dem Rücken an die Wand stellen können und hielt länger stand. Die Kobolde hätten alle in Stücke gerissen, aber der König hatte befohlen, sie lebendig mitzunehmen, und über jedem stand, in zwölf Gruppen, ein Knäuel von Kobolden, während so viele, wie Platz finden konnten, auf ihren ausgestreckten Körpern saßen.

Curdie kam tanzend, wirbelnd, stampfend und singend wie eine kleine leibhaftige Windhose hereingeplatzt.

*Wenn Sohlen sind gleich Seelen, Sir,  
braucht's Sohlen nicht zu geben.  
Des Schuh kann sie gut fehlen, Sir,  
der seelenlos muß leben.*

*Doch ihren Fuß sie schützt, Sir,  
mit Schuhen aus Granit;  
kein stärkstes Leder nützt, Sir,  
man doch sechs Zehen sieht.*

Die Königin brüllte vor Wut und Entsetzen, und ehe sie ihre Geistesgegenwart zurückgewann, hatte Curdie, der mit der nächststehenden Gruppe begonnen hatte, elf der Ritter wieder auf die Beine gebracht.

„Trampelt auf ihre Füße!“ rief er, als jeder Mann aufstand, und in wenigen Minuten war der Saal fast leer, indem die Kobolde so schnell sie konnten hinausrannten und heulten, kreischten und humpelten und sich beim Rennen hin und wieder zusammenkauerten, um ihre verletzten Füße mit den harten Händen zu hätscheln oder sie vor dem furchtbaren Stampf-Stampf der Krieger zu schützen.

Und jetzt näherte sich Curdie der Gruppe, die im Vertrauen auf die Königin und ihren Schuh den niedergestreckten Hauptmann bewachte. Der König saß auf dessen Kopf, aber die Königin stand davor wie eine wütende Katze mit den senkrechten Augen in gleißendem Grün und mit Haaren, die halb von ihrem grauenvollen Kopf abstanden. Ihr Herz bebte jedoch und sie bewegte ihren fellbedeckten Fuß mit nervöser Besorgnis. Als Curdie nur wenige Schritte entfernt war, stürzte sie ihm entgegen, vollführte einen gewaltigen Tritt gegen seinen entgegengesetzten Fuß, den er glücklich rechtzeitig zurückzog, und umfaßte seine Taille, um ihn auf den Marmorboden zu schleudern. Aber gerade als sie ihn umfaßte, kam er mit dem ganzen Gewicht seines eisenbeschlagenen Schuhs auf ihren fellbeschuhten Fuß nieder und mit einem gräßlichen Geheul ließ sie ihn fallen, hockte sich auf den Boden und nahm den Fuß in beide Hände. Inzwischen stürzten sich die

anderen Soldaten auf den König und die Leibwache, jagten sie davon und hoben den daliegenden Hauptmann auf, der nahezu totgedrückt worden war. Es dauerte eine Weile, bis er zu Atem und Bewußtsein kam.

„Wo ist die Prinzessin?“ rief Curdie immer wieder.

Niemand wußte es und alle rannten los, sie zu suchen.

Durch jeden Raum des Hauses gingen sie, aber nirgends wurde sie gefunden. Und auch kein Diensthote war zu sehen. Aber Curdie, der im unteren Teil des Hauses geblieben war, wo jetzt ziemliche Ruhe herrschte, begann den verworrenen Lärm eines fernen Tumults zu hören und ging auf die Suche, wo er wohl herkam.

Der Lärm wurde lauter, als sein scharfes Gehör ihn zu einer Treppe führte und dann zum Weinkeller. Er war voll von Kobolden, die der Butler mit Wein versorgte, so schnell er ihn zapfen konnte.



Während die Königin und ihre Truppe mit den Soldaten aneinandergeraten waren, hatte Hasenscharte mit einer anderen Kompanie das Haus durchsucht. Sie nahmen alle gefangen, auf die sie trafen, und als sie niemanden mehr finden konnten, eilten sie davon, um die Gefangenen in den Höhlen unten zu verwahren. Aber als der Butler, der sich unter ihnen befand, merkte, daß ihr Weg durch den Weinkeller führte, kam ihm die Idee, sie zum Kosten des Weins zu überreden, und wie er gehofft hatte, wollten sie, kaum daß sie ihn gekostet hatten, mehr. Die besiegten Kobolde, auf ihrem Weg nach unten, schlossen sich ihnen an, und als Curdie hereinkam, drängten sich alle mit ausgestreckten Händen, in denen sich Gefäße aller Art von der Kasserolle bis zum Silberbecher befanden, um den Butler, der am Zapfhahn eines riesigen Fasses saß und

füllte und füllte. Curdie warf einen Blick in den Raum, ehe er mit dem Angriff begann, und sah in der fernsten Ecke eine verängstigte Gruppe Domestiken, unbewacht, aber ohne den Mut, ihre Flucht zu wagen. Unter ihnen war das angsterfüllte Gesicht Looties, aber die Prinzessin konnte er nirgends erblicken. Von der schrecklichen Überzeugung ergriffen, Hasenscharte habe sie bereits weggeschleppt, stürzte sich Curdie unter sie, vor Grimm unfähig, weiter zu singen, und trampelte und hieb mit größerer Wildheit als zuvor.

„Stampft auf ihre Füße! Stampft auf ihre Füße!“ rief er und im Nu verschwanden die Kobolde durch das Loch im Fußboden wie Ratten und Mäuse.

Ganz so schnell konnten sie jedoch nicht verschwinden, weshalb an diesem Morgen viele Koboldfüße die unterirdischen Gänge im Berg zurückhumpeln mußten.

Bald wurden sie jedoch durch den König und seine Truppe mit der furchtbaren Königin an der Spitze verstärkt. Als sie fand, daß Curdie wieder unter ihren bedauernswerten Untertanen zugange war, stürzte sie abermals mit der Wut der Verzweiflung auf ihn zu und verpaßte ihm eine schlimme Quetschung des Fußes. Dann entwickelte sich ein regelrechter Trampelkampf zwischen ihnen; Curdie hielt sie mit der Spitze seines Jagdmessers davon ab, ihre mächtigen Arme um ihn zu klammern, während er auf die Gelegenheit wartete, ihrem fellbekleideten Fuß einen weiteren festen Tritt zu versetzen. Aber die Königin paßte auf und war behender denn je.

Inzwischen hielten die übrigen, als sie ihren Widersacher im Moment derart in den Kampf mit einer gleichwertigen Gegnerin verwickelt sahen, in ihrer überstürzten Hast inne und wandten sich gegen die zitternde Gruppe von Frauen in der Ecke. Als wäre er entschlossen, seinem Vater nachzueifern und irgendeine Sonnenfrau zu bekommen, damit sie seinen zukünftigen Thron teile, stürmte Hasenscharte auf die Gruppe zu, griff sich Lootie und eilte mit ihr zum Loch. Sie stieß einen lauten Schrei aus und Curdie hörte sie und sah ihre schlimme Lage. Indem er seine ganze Kraft zusammennahm, versetzte er der Königin einen plötzlichen Hieb mit seiner Waffe quer übers Gesicht, trat mit seinem ganzen Gewicht auf den richtigen Fuß und sprang Lootie zu Hilfe. Der Prinz hatte zwei ungeschützte Füße und Curdie stampfte auf beide, gerade als der Prinz das Loch erreichte. Er ließ seine Last fallen und rollte kreischend in die Erde. Curdie stieß einmal nach ihm, als er verschwand, ergriff die ohnmächtige Lootie und nachdem er sie zurück in die Ecke gezogen hatte, wachte er über sie und war für einen neuerlichen Kampf mit der Königin bereit. Mit einem blutüberströmten Gesicht, aus dem ihre Augen grüne Blitze sprühten, kam sie heran, den Mund aufgerissen und mit wie ein Tiger grinsenden Zähnen, und ihr folgten der König und ihre Leibwache aus den dicksten Kobolden. Aber im selben Moment eilten der Hauptmann und seine Männer herein und rannten stampfend auf sie zu. Die Kobolde wagte es nicht, solchem Angriff entgegenzutreten. Fort huschten sie, die Königin vorneweg. Natürlich wäre es richtig gewesen, König und Königin gefangenzunehmen und sie als Geiseln für die Prinzessin festzuhalten, aber man war so bestrebt, sie zu finden, daß niemand daran dachte, die Koboldherrscher in Haft zu nehmen, bis es zu spät war.

Als sie die Dienstboten gerettet hatten, gingen sie noch einmal daran, das Haus zu durchsuchen. Niemand hatte die geringste Information über die Prinzessin. Lootie war nahezu verrückt vor Entsetzen und obwohl

sie kaum laufen konnte, wollte sie keinen Augenblick von Curdies Seite weichen. Wieder ließ er die anderen den Rest des Hauses durchsuchen – wo sie niemanden fanden, außer hier und da einen versteckten erschreckten Kobold –, während er Lootie bat, ihn zum Zimmer der Prinzessin zu bringen. Sie war so unterwürfig und gehorsam, als wäre er der König.

Er fand die Bettücher zerwühlt und die meisten auf dem Boden liegend, während die Kleider der Prinzessin über das ganze Zimmer verstreut waren, wo ein großes Durcheinander herrschte. Es war nur zu offenkundig, daß die Koblde hiergewesen waren, und Curdie hatte keinen Zweifel mehr, daß Irene gleich am Anfang des Überfalls weggebracht worden war. In einem Anfall von Verzweiflung erkannte er, wie verkehrt es gewesen war, König, Königin und Prinz nicht festzuhalten; aber er beschloß, die Prinzessin zu finden und zu retten, wie sie ihn gefunden und gerettet hatte, oder vom schlimmsten Schicksal ereilt zu werden, zu dem ihn die Koblde verdammen konnten.

## Kapitel 28

### Curdies Leitfaden

Gerade als das Tröstende dieses Beschlusses sein Gemüt aufhellte und er sich zurück zum Keller wandte, um den Kobolden in ihr Loch zu folgen, berührte etwas seine Hand. Es war die leichteste Berührung und als er hinschaute, sah er nichts. Als er im Grau der Dämmerung umherspähte und -tastete, trafen seine Finger einen straffen Faden. Er sah wieder genau hin, konnte aber immer noch nichts sehen. Blitzartig fuhr ihm durch den Kopf, daß dies der Faden der Prinzessin sein mußte. Ohne ein Wort zu sagen – denn er wußte, daß ihm niemand mehr glauben würde als er der Prinzessin – folgte er dem Faden mit dem Finger und brachte es fertig, Lootie zu entwischen, und war bald aus dem Haus und auf dem Berg – überrascht, daß der Faden, falls er wirklich der Bote ihrer Großmutter war, die Prinzessin in den Berg geführt haben sollte, wie er annahm, wo sie gewiß auf die Kobolde treffen würde, die wütend über ihre Niederlage zurückkamen. Aber in der Hoffnung, Irene vorher einzuholen, eilte er weiter. Als er jedoch zu der Stelle kam, wo der Pfad zum Bergwerk abzweigte, fand er, daß der Faden nicht mit dem Weg abbog, sondern geradeaus den Berg hoch verlief. Konnte es sein, daß ihn der Faden heim zum Haus seiner Mutter führte? Konnte die Prinzessin dort sein? Er sprang den Berg hoch wie eine seiner Ziegen und ehe noch die Sonne aufgegangen war, hatte ihn der Faden tatsächlich zur Tür seiner Mutter geführt. Dort verschwand er von seinen Fingern und Curdie konnte ihn nicht finden, so sehr er auch suchte.

Die Tür war nur eingeklinkt und er trat ein. Da saß seine Mutter am Feuer und in ihren Armen lag die Prinzessin und schlief fest.

„Psst, Curdie!“ sagte seine Mutter. „Mach sie nicht wach. Ich bin so froh, daß du gekommen bist! Ich dachte schon, die Kobbeln hätten dich wieder gefangen!“

Mit einem Herzen voller Freude setzte sich Curdie an einer Ecke der Feuerstelle auf einen Schemel dem Stuhl seiner Mutter gegenüber und betrachtete die Prinzessin, die so friedlich schlief, als läge sie in ihrem Bett. Plötzlich schlug sie die Augen auf und richtete sie auf ihn.

„Oh, Curdie! Du bist gekommen!“ sagte sie ruhig. „Ich habe mir schon gedacht, daß du kommst!“

Curdie stand auf und stellte sich mit niedergeschlagenen Augen vor sie hin.

„Irene,“ sagte er, „es tut mir sehr leid, daß ich dir nicht geglaubt habe.“

„Ach, schon gut, Curdie!“ antwortete die Prinzessin. „Du konntest es ja nicht. Jetzt glaubst du mir, nicht wahr?“

„Jetzt kann ich nicht anders. Ich hätte es vorher anders können sollen.“

„Warum kannst du jetzt nicht anders?“

„Weil ich gerade, als ich in den Berg gehen wollte, um nach dir zu suchen, deinen Faden zu fassen bekam, und er hat mich hergeleitet.“

„Dann bist du von meinem Haus gekommen, stimmt's?“

„Ja.“

„Ich habe nicht gewußt, daß du dort warst.“ „Ich bin zwei oder drei Tage dagewesen, glaube ich.“

„Und ich habe es nicht gewußt! Dann kannst du mir vielleicht sagen, warum meine Großmutter mich hier hergebracht hat? Ich kann es mir nicht denken. Irgend etwas weckte mich – ich weiß nicht, was, aber ich hatte Angst und tastete nach dem Faden und da war er! Ich hatte noch mehr Angst, als er mich hinaus auf den Berg führte, denn ich dachte, er würde mich wieder hineinleiten, und ich mag die Außenseite lieber. Ich nahm an, du seist wieder in Schwierigkeiten und ich müsse dich herausholen. Aber stattdessen hat er mich hierher gebracht und, ach Curdie! deine Mutter ist so nett zu mir gewesen – genau wie meine Großmutter!“ Hier drückte Curdies Mutter sie an sich und die Prinzessin wandte sich um, lächelte sie lieb an und hielt ihr den Mund zum Kuß hin.

„Dann hast du die Kobbeln gar nicht gesehen?“ fragte Curdie.

„Nein; ich bin wie gesagt nicht im Berg gewesen, Curdie.“

„Aber die Kobbeln sind in deinem Haus gewesen – im ganzen Haus – und in deinem Schlafzimmer und haben solchen Aufruhr gemacht!“

„Was wollten sie denn dort? Das war sehr rüpelhaft von ihnen.“

„Dich wollten sie – dich in den Berg mitnehmen als Gemahlin für ihren Prinzen Hasenscharte.“

„Ach wie furchtbar!“ rief die Prinzessin erschauernd.

„Aber du brauchst ja keine Angst zu haben. Deine Großmutter paßt auf dich auf.“

„Ah! Also glaubst du doch an meine Großmutter? Ich bin so froh! Sie hat mich überzeugt, daß du es eines Tages machen würdest.“

Plötzlich fiel Curdie sein Traum ein und er schwieg nachdenklich.

„Aber wie bist du in mein Haus gekommen, ohne daß ich es wußte?“ fragte die Prinzessin.

Da mußte Curdie alles erklären – wie er um ihretwillen Wache gehalten hatte, wie er von den Soldaten verwundet und eingesperrt worden war, wie er den Lärm gehört hatte und nicht aufstehen konnte und wie die schöne alte Dame zu ihm gekommen war und alles, was folgte.

„Armer Curdie! Dort verletzt und krank zu liegen und ich wußte es nicht!“ rief die Prinzessin und tätschelte seine rauhe Hand „Ich wäre gekommen und hätte dich gepflegt, wenn man es mir gesagt hätte.“

„Ich habe dich nicht hinken gesehen“ sagte seine Mutter.

„Hinke ich, Mutter? Oh – ja – ich nehme an, ich sollte es. Ich muß schon sagen, daß ich nie daran gedacht habe, seit ich aufgestanden und hinunter zu den Kobbeln gegangen bin!“

„Zeig mir die Wunde,“ sagte seine Mutter.

Er zog den Strumpf herunter – doch siehe da, außer einer großen Narbe war das Bein völlig heil.

Curdie und seine Mutter schauten voll Verwunderung einander in die Augen, aber Irene rief:

„Das dachte ich mir, Curdie! Ich war sicher, daß es kein Traum war. Ich war mir sicher, daß meine Großmutter dich besucht hat. Riechst du nicht die Rosen? Es war meine Großmutter, die dein Bein geheilt und dich hergeschickt hat, um mir zu helfen.“

„Nein, Prinzessin Irene,“ sagte Curdie; „ich war nicht gut genug, um dir helfen zu dürfen: ich habe dir nicht geglaubt. Deine Großmutter hat sich ohne mich um dich gekümmert.“

„Jedenfalls hat sie dich gesandt, um meinen Leuten zu helfen. Ich wünschte, mein Königspapa käme. Ich möchte ihm so gern erzählen, wie gut du gewesen bist!“

„Aber wir vergessen,“ sagte die Mutter, „wie verängstigt deine Leute sein müssen. Curdie, du mußt die Prinzessin sofort nach Hause bringen – oder wenigstens hingehen und ihnen sagen, wo sie ist.“

„Ja, Mutter. Aber ich habe schrecklichen Hunger. Laß mich doch erst etwas frühstücken. Sie hätten auf mich hören sollen, dann wären sie nicht so überrumpelt worden.“

„Das ist wahr, Curdie, aber es steht dir nicht zu, ihnen viel vorzuwerfen. Erinnerst du dich?“

„Ja, Mutter, das mache ich. Aber ich muß wirklich etwas essen.“

„Das sollst du, mein Junge – so schnell ich es machen kann,“ sagte seine Mutter, indem sie aufstand und die Prinzessin auf den Stuhl setzte.

Aber ehe noch sein Frühstück fertig war, sprang Curdie so plötzlich auf, daß er seine beiden Gefährtinnen hochschreckte.

„Mutter, Mutter!“ rief er, „fast hätte ich es vergessen. Du mußt die Prinzessin selber nach Hause bringen. Ich muß meinen Vater wecken.“

Ohne ein Wort der Erklärung eilte er zu der Stelle, wo sein Vater schlief. Nachdem er ihn gründlich mit dem wach gemacht hatte, was er ihm erzählte, eilte er aus dem Haus.

## Kapitel 29

### Maurerarbeit

Ihm war ganz plötzlich der Beschluß der Kobolde eingefallen, beim Versagen des ersten Plans ihren zweiten auszuführen. Zweifellos waren sie bereits fleißig dabei und das Bergwerk war in der größten Gefahr, überflutet und nutzlos gemacht zu werden – ganz zu schweigen vom Leben der Bergarbeiter.

Als er beim Eingang des Bergwerks ankam, nachdem er alle Bergarbeiter in Reichweite aufgerüttelt hatte, waren sein Vater und eine größere Menge Arbeiter gerade dabei hineinzugehen. Alle eilten zu dem Gang, von dem aus Curdie einen Weg in das Koboldreich gefunden hatte. Dort hatte die Voraussicht Peters schon eine große Menge von Felsblöcken und Mörtel zusammengetragen, bereit, die Schwachstelle – den Kobolden gut bekannt – zuzumauern. Obwohl es nicht mehr Platz als für zwei Leute gab, um gleichzeitig zu mauern, gelang es ihnen, indem sie die übrigen den Mörtel anrühren und die Steine weiterreichen ließen, im Verlauf des Tages einen mächtigen Strebepfeiler zu bauen, der den gesamten Gang ausfüllte und den überall der gewachsene Fels stützte. Noch vor der Stunde, in der sie gewöhnlich Feierabend machten, hatten sie sich vergewissert, daß das Bergwerk gesichert war.

Sie hatten die ganze Zeit über Koboldhämmer und Spitzhacken arbeiten gehört und bildeten sich schließlich ein, Wassergeräusche zu hören, die sie nie zuvor gehört hatten. Doch die erklärten sich ganz anders, als die Arbeiter das Bergwerk verließen, denn sie traten hinaus in einen gewaltigen Sturm, der über dem ganzen Berg tobte. Der Donner brüllte und die Blitze schossen aus einer riesigen schwarzen Wolke, die über dem Berg lag und ihre Ränder aus dickem Nebel tief über seine Flanken hängte. Die Blitze brachen auch aus dem Berg hervor und zuckten hoch in die Wolke. Bei dem Zustand der Bäche, jetzt zu tosenden Sturzfluten angeschwollen, war es offensichtlich, daß der Sturm den ganzen Tag gewütet hatte.

Der Wind blies, als wolle er ihn vom Berg pusten, aber Curdie, um seine Mutter und die Prinzessin besorgt, eilte mitten durch den Sturm nach oben. Selbst wenn sie nicht losgegangen waren, bevor der Sturm losbrach, schätzte er sie nicht als sicher ein, denn in solch einem Sturm war auch ihr ärmliches kleines Haus in Gefahr. Tatsächlich fand er bald, daß ohne den riesigen Felsen, gegen den es gebaut war und der es sowohl vor den Windstößen als auch den Wassermassen schützte, es weggeschwemmt, wenn nicht fortgeblasen worden wäre, denn die beiden Sturzfluten, in die der Felsen den Wasserandrang hinter dem Haus teilte, vereinigten sich wieder vor ihm – zwei tosende und gefährliche Ströme, die seine Mutter und die Prinzessin unmöglich hätten passieren können. Mit großen Schwierigkeiten erzwang er einen Weg durch einen von ihnen hoch bis zur Tür.

Als seine Hand auf die Klinke fiel, drang im selben Moment durch den ganzen Aufruhr von Wasser und Wind der freudige Ruf der Prinzessin:

„Da ist Curdie! Curdie! Curdie!“

Sie saß in Decken gehüllt auf dem Bett, während seine Mutter zum hundertsten Mal versuchte, das Feuer anzuzünden, das vom Regen, der durch den Schornstein fiel, ertränkt worden war. Der Lehm Boden war eine Masse aus Schlamm und der ganze Raum sah erbärmlich aus. Aber die Gesichter der Mutter und der Prinzessin strahlten, als ob ihre Sorgen sie nur fröhlicher machten. Curdie brach bei ihrem Anblick in Lachen aus.

„Ich habe noch nie solchen Spaß gehabt!“ sagte die Prinzessin, wobei ihre Augen funkelten und ihre schönen Zähne blitzten. „Wie fein muß es sein, in einem Haus auf dem Berg zu wohnen!“

„Das kommt ganz darauf an, wie dein inneres Haus beschaffen ist,“ sagte die Mutter.

„Ich weiß, was Sie meinen,“ sagte Irene. „Solche Sachen sagt auch meine Großmutter.“

Als Peter zurückkam, war der Sturm fast vorbei, aber die Bäche waren so wild und angeschwollen, daß es nicht nur für die Prinzessin ausgeschlossen war, den Berg hinunterzugehen, sondern es war selbst für Peter oder Curdie höchst gefährlich, es in der zunehmenden Dunkelheit zu versuchen.

„Sie werden furchtbare Angst um dich haben,“ sagte Peter zur Prinzessin, „aber wir können es nicht ändern. Wir müssen bis zum Morgen warten.“

Schließlich wurde mit Curdies Hilfe das Feuer angezündet und die Mutter machte sich an die Zubereitung ihres Abendessens; und nach dem Essen erzählten alle der Prinzessin Geschichten, bis sie schläfrig wurde. Dann legte Curdies Mutter sie in sein Bett, das sich in einer winzigen Dachkammer befand. Sobald Irene im Bett lag, fiel ihr Blick durch ein kleines tiefgelegenes Fenster im Dach auf die Lampe ihrer Großmutter, die weit unten leuchtete, und sie schaute auf die schöne silberne Kugel, bis sie einschlief.

## Kapitel 30

### Der König und der Kuß

Am nächsten Morgen ging die Sonne so strahlend auf, daß Irene sagte, der Regen habe ihr das Gesicht gewaschen und das Licht sauber herausgelassen. Noch immer tosten die Sturzbäche die Bergflanke hinunter, aber sie waren so viel kleiner, daß sie bei Tageslicht nicht gefährlich waren. Nach einem frühzeitigen Frühstück ging Peter zur Arbeit und Curdie und seine Mutter brachen auf, die Prinzessin nach Hause zu bringen.



Sie hatten Schwierigkeiten, sie trocken über die Bäche zu bringen, und Curdie mußte sie immer wieder tragen, aber schließlich gelangten sie sicher auf den breiteren Teil des Weges und gingen behutsam hinunter zum Haus des Königs. Und was sahen sie, als sie um die letzte Ecke bogen? Die letzten des königlichen Trupps ritten durch das Tor!

„Oh, Curdie!“ rief Irene und klatschte vor Freude in die Hände, „mein Königspapa ist gekommen.“

Kaum hatte Curdie das gehört, da nahm er sie auf die Arme und rannte mit äußerstem Tempo los, indem er rief:

„Los, komm, liebe Mutter! Dem König bricht vielleicht das Herz, bevor er weiß, daß sie in Sicherheit ist.“

Irene klammerte sich an seinen Hals und er rannte mit ihr wie ein Reh. Als er durch das Tor auf den Hof kam, saß dort der König auf seinem Pferd, um ihn herum alle Leute des Hauses, die weinten und die Köpfe

hängen ließen. Der König weinte nicht, aber sein Gesicht war so bleich wie das eines Toten und er sah aus, als wäre kein Leben in ihm. Die Soldaten, die er mitgebracht hatte, saßen zu Pferde mit Gesichtern, die von Entsetzen gezeichnet waren, aber mit Augen, die vor Wut blitzten, und warteten auf ein Wort des Königs, um etwas zu tun – sie wußten nur nicht, was, und niemand wußte es.

Am Tag zuvor waren die Soldaten, die zum Haus gehörten, hinter den Kobolden in das Loch geeilt, sobald sie davon überzeugt waren, die Prinzessin sei fortgebracht worden; aber wie sie fanden, hatten die Kobolde die engste Stelle nur wenige Meter unter dem Keller so kunstfertig blockiert, daß die Soldaten ohne Bergarbeiter und ihre Werkzeuge nichts machen konnten. Keiner von ihnen wußte, wo der Eingang zum Bergwerk lag, und manche, die sich aufgemacht hatten, ihn zu finden, hatte der Sturm überrascht und sie waren noch nicht einmal zurückgekommen. Der bedauernswerte Sir Walter war besonders von Scham erfüllt und hoffte beinahe, der König würde befehlen, ihn zu köpfen, denn sich dieses süße kleine Gesicht unten zwischen den Kobolden vorzustellen war unerträglich.

Als Curdie mit der Prinzessin in den Armen durch das Tor rannte, waren alle so von ihrem Kummer absorbiert und von der Anwesenheit und dem Gram des Königs überwältigt, daß niemand seine Ankunft bemerkte. Er ging geradewegs auf den König zu, der hoch zu Roß saß.

„Papa! Papa!“ rief die Prinzessin und streckte die Arme nach ihm aus; „hier bin ich!“

Der König schrak auf. Die Farbe drängte in sein Gesicht. Er stieß einen unartikulierten Schrei aus. Curdie hielt die Prinzessin hoch und der König beugte sich herunter und nahm sie aus seinen Armen. Als er sie an die Brust drückte, rollten große Tränen seine Wangen und den Bart hinab. Und es ertönte von allen Umstehenden solch ein lauter Freudenschrei, daß die erschrockenen Pferde tänzelten und Kapriolen machten und die Rüstungen klirrten und schepperten und die Felsen des Berges die Geräusche zurückwarfen. Die Prinzessin grüßte alle, als sie sich an die Brust ihres Vaters schmiegte, und der König setzte sie nicht nieder, bis sie ihm die ganze Geschichte erzählt hatte. Doch sie hatte mehr von Curdie zu erzählen als von sich selbst, und was sie von sich erzählte, konnte niemand außer dem König und Curdie verstehen, der am Knie des Königs stand und den Hals des großen weißen Pferdes streichelte. Und als sie erzählte, was Curdie getan hatte, ergänzten es Sir Walter und andere; sogar Lootie stimmte in das Lob seines Mutes und seiner Tatkraft ein.

Curdie schwieg und schaute ruhig hoch in das Gesicht des Königs. Und seine Mutter stand am Rand der Menge und hörte erfreut zu, denn die Taten ihres Sohnes klangen ihr wohltuend in den Ohren, bis die Prinzessin sie erblickte.

„Und dort ist seine Mutter, Königspapa!“ sagte sie. „Schau mal – dort. Sie ist solch eine nette Mutter und so lieb zu mir gewesen!“

Alle rückten auseinander, als der König ihr ein Zeichen gab, vorzutreten. Sie gehorchte und er reichte ihr die Hand, konnte aber nicht sprechen.

„Und jetzt, Königspapa,“ fuhr die Prinzessin fort, „muß ich dir noch etwas erzählen. Eines Nachts vor langer Zeit verjagte Curdie Kobolde und brachte Lootie und mich sicher vom Berg herunter. Und ich versprach ihm

einen Kuß, als wir nach Hause kamen, aber Lootie wollte mich ihn nicht küssen lassen. Ich möchte nicht, daß du mit Lootie schimpfst, aber ich möchte, daß du ihr sagst, eine Prinzessin *müsse* machen, was sie versprochen hat.“

„Das muß sie in der Tat, mein Kind – außer wenn es falsch ist,“ sagte der König. „Da, gib Curdie einen Kuß.“

Und während er sprach, hielt er sie ihm entgegen.

Die Prinzessin beugte sich hinunter, warf die Arme um Curdies Hals, küßte ihn auf den Mund und sagte:

„So, Curdie! Hier ist der Kuß, den ich dir versprochen habe!“



Dann gingen alle ins Haus und die Köchin eilte in die Küche und die Dienstboten an ihre Arbeit. Lootie zog Irene ihre glänzendsten Kleider an und der König legte seine Rüstung ab und kleidete sich in Purpur und Gold und ein Bote holte Peter und alle Bergarbeiter und es gab ein großes und großartiges Fest, das noch lange andauerte, nachdem die Prinzessin ins Bett gebracht worden war.

## Kapitel 31

### Die unterirdische Flut

Des Königs Harfner, der immer zu seiner Begleitung gehörte, sang gerade eine Ballade, die er beim Spielen seines Instruments dichtete – über die Prinzessin, die Kobolde und die Tapferkeit Curdies –, als er ganz plötzlich innehielt und die Augen auf eine der Türen des Saales richtete. Darauf wandten sich die Blicke des Königs und seiner Gäste gleichfalls dorthin. Im nächsten Moment kam durch die offene Tür die Prinzessin Irene. Sie ging geradewegs zu ihrem Vater, die rechte Hand etwas zur Seite ausgestreckt, und – ihr Vater und Curdie verstanden es – ihr Zeigefinger ertastete seinen Weg an dem unsichtbaren Faden. Der König setzte sie auf den Schoß und sie sagte in sein Ohr:

„Königspapa, hörst du dieses Geräusch?“

„Ich höre nichts,“ sagte der König.

„Horch,“ sagte sie und hielt den Zeigefinger hoch.

Der König horchte und eine große Stille senkte sich auf die Gesellschaft. Jeder, als er sah, daß der König horchte, horchte gleichfalls, und der Harfner saß mit seiner Harfe in den Armen da, die Finger still auf den Saiten.

„Ich höre doch ein Geräusch,“ sagte schließlich der König; „ein Geräusch wie von fernem Donner. Es kommt immer näher. Was kann es sein?“

Alle hörten es jetzt und jeder schien bereit aufzuspringen. Doch alle saßen vollkommen still da, während sie horchten. Das Geräusch kam schnell näher.

„Was *kann* es nur ein?“ sagte der König wieder.

„Ich glaube, es muß ein weiterer Sturm sein, der über den Berg kommt,“ sagte Sir Walter.

Da stand Curdie, der beim ersten Wort des Königs von seinem Sitz gerutscht war und das Ohr auf den Fußboden gelegt hatte, schnell auf und indem er auf den König zuging, sagte er sehr schnell:

„Bitte, Majestät, ich glaube ich weiß, was es ist, Ich habe keine Zeit, es zu erklären, denn dann könnte es für einige von uns zu spät sein. Will Eure Majestät anordnen, daß alle so schnell wie möglich das Haus verlassen und den Berg hinaufgehen?“

Der König, der der weiseste Mann im Reich war, wußte sehr wohl, daß es Umstände gab, wo Dinge getan und Fragen für später aufgeschoben werden mußten. Er hatte Vertrauen zu Curdie und erhob sich sofort mit Irene auf dem Arm. „Alle Männer und Frauen folgen mir,“ sagte er und schritt hinaus in die Dunkelheit.

Bevor er noch das Tor erreicht hatte, war das Geräusch zu einem großen donnernden Brüllen angewachsen und der Boden zitterte unter ihren Füßen und ehe die letzten den Hof durchquert hatten, brach hinter ihnen aus der großen Saaltür eine mächtiger Schwall schmutzigen Wassers hervor und schwemmte sie fast hinweg. Aber sie gelangten sicher durch das Tor und den Berg hinauf, während die Sturzflut tosend die Straße hinunter ins Tal floß.

Curdie hatte den König und die Prinzessin verlassen, um sich seiner Mutter anzunehmen, die er und sein Vater, jeder auf einer Seite, anhoben, als der Schwall sie einholte, und trocken und sicher weitertrugen.

Als der König ein Stück den Berg hoch dem Wasser entronnen war, stand er mit der Prinzessin im Arm da und schaute verwundert auf die herausströmende Flut, die wild und schäumend durch die Nacht flimmerte. Dort gesellte sich Curdie zu ihm.

„Nun, Curdie,“ sagte der König, „was bedeutet das? Ist es das, was du erwartet hast?“

„Ja, Majestät,“ sagte Curdie und fuhr damit fort, ihm von dem zweiten Plan der Kobolde zu berichten, die die Bergarbeiter bedeutsamer für die obere Welt einschätzten, als sie waren, und für den Fall, daß es ihnen mißlang, die Tochter des Königs zu entführen, beschlossen hatten, das Bergwerk zu fluten und die Arbeiter zu ertränken. Dann erklärte Curdie, was die Bergarbeiter gemacht hatten, um es zu verhindern. Die Kobolde hatten in Verfolgung ihres Plans alle Untergrundspeicher und Ströme losgelassen und erwartet, das Wasser würde ins Bergwerk fließen, das tiefer lag als ihr Teil des Berges, denn sie hatten, wie sie annahmen, einen Durchbruch dorthin gemacht, wußten aber nichts von der massiven Mauer gleich dahinter. Doch der verfügbare Weg, den das Wasser finden konnte, stellte sich als der Tunnel heraus, den sie zum Haus des Königs gegraben hatten, und die Möglichkeit solcher Katastrophe war dem jungen Bergarbeiter nicht eingefallen, bis er sein Ohr auf den Boden des Saals gelegt hatte.

Was war jetzt zu tun? Das Haus war in Gefahr einzustürzen und von Minute zu Minute schwoll der Strom an.

„Wir müssen sofort aufbrechen,“ sagte der König. „Aber wie an die Pferde gelangen?“

„Soll ich schauen, ob wir das schaffen können?“ sagte Curdie.

„Mach's,“ sagte der König.

Curdie holte die Soldaten zusammen und führte sie über die Gartenmauer zu den Ställen. Sie fanden ihre Pferde in panischer Angst; das Wasser stieg schnell um sie und es war höchste Zeit, sie herauszuholen. Aber dafür gab es keine Möglichkeit, außer sie durch den Strom zu reiten, der jetzt sowohl aus der Tür als auch aus den unteren Fenstern floß. Da jeder Mann nur jeweils ein Pferd durch solch reißendes Wasser bringen konnte, stieg Curdie auf das weiße Schlachtroß des Königs und indem er voranritt, brachte er sie alle auf den ansteigenden Boden in Sicherheit.

„Schau mal, schau mal, Curdie!“ rief Irene in dem Moment, in dem er, abgestiegen, das Pferd zum König führte.

Curdie schaute und sah, hoch in der Luft, irgendwo oben am Haus des Königs, eine große Kugel aus Licht, die wie reinstes Silber glänzte.

„Ach!“ rief er bestürzt, „das ist die Lampe deiner Großmutter! Wir *müssen* sie herausholen. Ich gehe hin und hole sie. Das Haus kann doch einstürzen.“

„Meine Großmutter ist nicht in Gefahr,“ sagte Irene lächelnd.

„Hier, Curdie, halte die Prinzessin, während ich auf mein Pferd steige,“ sagte der König.

Curdie nahm die Prinzessin wieder und beide richteten den Blick auf die Lichtkugel. Im selben Moment kam von dort ein weißer Vogel hervorgeschossen, der mit weit ausgestreckten Schwingen herabschwebte, einen

Kreis um den König, Curdie und die Prinzessin zog und dann wieder nach oben glitt. Das Licht und die Taube verschwanden gleichzeitig.

„So, Curdie,“ sagte die Prinzessin, als er sie in die Arme ihres Vaters hob, „du siehst, daß meine Großmutter von allem weiß und keine Angst hat. Ich glaube, sie könnte durch das Wasser gehen und es würde sie kein bißchen naß machen.“

„Aber, mein Kind,“ sagte der König, „du wirst frieren, wenn du nicht mehr anhast. Lauf, Curdie, und hole irgend etwas, das du in die Finger kriegen kannst, um die Prinzessin warmzuhalten. Wir haben einen langen Ritt vor uns.“

Curdie war sofort weg und kam bald mit einem großen dicken Pelz zurück sowie mit der Nachricht, daß im Haus tote Kobolde von der Strömung herumgewälzt wurden. Sie waren in ihre eigene Falle geraten; statt des Bergwerks hatten sie ihr eigenes Land geflutet, von wo sie nun ertränkt hochgeschwemmt wurden. Irene erschauerte, aber der König hielt sie fest an der Brust. Dann wandte er sich an Sir Walter und sagte:

„Bringt Curdies Eltern her.“

Als sie vor ihm standen, sagte der König: „Ich möchte euren Sohn mitnehmen. Er soll in meine Leibgarde eintreten und weitere Beförderung erwarten.“

Überwältigt murmelten Peter und seine Frau nahezu unhörbare Dankesworte. Aber Curdie sprach laut.

„Bitte, Majestät,“ sagte er, „ich kann meine Eltern nicht allein lassen.“

„Das ist recht, Curdie!“ rief die Prinzessin. „*Ich* würde es nicht machen, wenn ich du wäre.“

Mit einem Schimmer von Genugtuung in seiner Miene schaute der König die Prinzessin und dann Curdie an.

„Ich glaube auch, daß du recht hast, Curdie,“ sagte er, „und ich werde dich nicht wieder auffordern. Aber irgendwann werde ich eine Gelegenheit haben, etwas für dich zu tun.“

„Eure Majestät hat mir bereits ermöglicht, Euch zu dienen,“ sagte Curdie.

„Aber Curdie,“ sagte seine Mutter, „warum solltest du nicht mit dem König gehen? Wir können sehr gut ohne dich zurechtkommen.“

„Aber ich kann nicht sehr gut ohne euch zurechtkommen,“ sagte Curdie. „Der König ist sehr freundlich, aber ich wäre nicht halb so nützlich für ihn, wie ich es für euch bin. Bitte, Majestät, wenn es Euch nichts ausmacht, schenkt meiner Mutter einen roten Unterrock! Ich hätte ihr schon längst einen besorgt, wenn nicht die Kobolde gewesen wären.“

„Sobald wir nach Hause kommen,“ sagte der König, „werden Irene und ich nach dem wärmsten Unterrock Ausschau halten, den es gibt, und ihn durch einen der Herren schicken.“

„Ja, das machen wir, Curdie!“ sagte die Prinzessin. „Und im nächsten Sommer kommen wir wieder und sehen Sie ihn tragen, Curdies Mutter,“ fügte sie hinzu. „Nicht wahr, Königspapa?“

„Ja, meine Liebe; ich hoffe es,“ sagte der König.

Dann wandte er sich an die Bergarbeiter und sagte:

„Wollt ihr heute nacht euer Bestes für meine Diener tun? Ich hoffe, sie werden morgen zum Haus zurückkehren können.“

Die Bergarbeiter versprachen wie aus einem Munde ihre Gastfreundschaft.

Dann befahl der König seiner Dienerschaft, alles zu beachten, was Curdie ihnen sagen würde, und nachdem er ihm und seinen Eltern die Hand gereicht hatte, ritten der König, die Prinzessin und ihre ganze Gesellschaft an der Seite des Baches, der bereits die halbe Straße verschlungen hatte, fort in die sternenklare Nacht.

## Kapitel 32

### Das letzte Kapitel

Alle anderen gingen den Berg hoch und verteilten sich gruppenweise auf die Häuser der Bergarbeiter. Curdie und seine Eltern nahmen Lootie zu sich. Und auf ihrem ganzen Weg leuchtete ein Licht, dessen Ursprung alle außer Lootie kannten. Aber wenn sie sich umsahen, konnten sie nichts von der silbernen Kugel sehen. Tage um Tage fuhr das Wasser fort, aus den Türen und Fenstern des Königshauses zu strömen, und ein paar Koboldleichen wurden auf die Straße gespült.

Curdie sah, daß etwas gemacht werden mußte. Er sprach mit seinem Vater und den übrigen Bergarbeitern und sie fingen sofort an, einen anderen Abfluß für das Wasser zu bauen. Indem alle mitarbeiteten und hier tunnelten und dort mauerten, hatten sie bald Erfolg, und als sie auch einen kleinen Tunnel gegraben hatten, um das Wasser weg vom Königshaus zu leiten, konnten sie bald in den Weinkeller gelangen, wo sie eine Menge toter Kobolde fanden – darunter die Königin, deren Fellschuh fehlte und deren Steinschuh fest am Knöchel saß –, denn das Wasser hatte die Barrikade, die die Soldaten daran gehindert hatte, die Kobolde zu verfolgen, fortgeschwemmt und den Durchgang stark vergrößert. Die Bergarbeiter bauten sie wieder sicher auf und gingen dann zu ihrer Arbeit im Bergwerk zurück.

Eine große Menge der Kobolde entkam mit ihren Kreaturen der Überflutung hinaus auf den Berg. Aber die meisten verließen bald diesen Teil des Landes und die meisten von denen, die blieben, wurden von sanfterem Charakter und durchaus den schottischen Heinzelmännchen sehr ähnlich. Ihre Schädel wurden weicher wie auch ihre Herzen und ihre Füße wurden härter, und nach und nach freundeten sie sich mit den Bewohnern des Berges und sogar mit den Bergarbeitern an. Aber diese waren gnadenlos mit den Kreaturen der Kobbeln, wenn sie ihnen über den Weg liefen, bis sie schließlich fast alle verschwanden.

Der Rest der Geschichte von der *Prinzessin und Curdie* muß einem andern Buch vorbehalten bleiben.